Im Land des Yankee Doodle



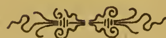
Motto:
Yankee-Doodle kam zur Stadt,
Reitend auf 'nem Pony;
Steckt' 'ne Feder an den Hut
Und nannt' es Maccaroni.

Humoresken aus dem amerikanischen Leben von

Jos. Treumann.

MÜNCHEN
AUGUST SCHUPP

Im Land des Yankee-Doodle.



Im Land des Yankee-Doodle.

Neun Humoresken aus dem amerikanischen Leben.

Von

Joseph Treumann.

Yankee-Doodle kam zur Stadt,
Reitend auf 'nem Pony;
Steckt' 'ne Feder an den Hut
Und nannt' es Maccaroni.



München
1896
August Schupp.

Seiner lieben Nichte,

Fräulein Else Reich,

als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Die geheimnisvolle Witwe.

Ungefähr in der Mitte von Galena, einem kleinen, leblosen Orte im Staate New York, befand sich das Putzgeschäft von Miß Polly Frey, in dem auch gleichzeitig Band, Spitzen und andere schöne Dinge erhältlich waren, für welche die lieben Frauen und Jungfrauen stets so dringendes Bedürfnis haben.

Eines Tages zu Anfang des Monats April saß Polly Frey in dem kleinen Zimmer hinter ihrem Laden; sie hielt einen halbfertigen Hut in der Hand, und während sie nach dem zur Seite des Hauses gelegenen Gärtchen blickte, aus dem eben der letzte Schnee hinwegschmolz, stahlen sich ein paar große Thränen aus ihren Augen und rollten an ihren schmalen, nur wenig Farbe zeigenden Wangen herab. Es war ganz offenbar, daß traurige Gedanken ihren Geist erfüllten, denn als sie sich wieder ihrer Arbeit zuwandte, hob sich ihre Brust unter einem schweren Seufzer, und die Thränen flossen so reichlich, daß sie kaum der sich gestellten Aufgabe gerecht zu werden vermochte.

Und man durfte sich auch nicht darüber wundern; hatte doch Polly erst in letzter Zeit einen ungeheuren

Verlust zu beklagen gehabt! Der einzige treue Freund den sie in der großen, weiten Welt besessen, war aus dem Leben geschieden, und nun hatte sie Niemanden mehr, dem sie ihre innersten Gedanken anvertrauen durfte, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß dieselben bald weiter getragen würden. Sie hatte kein lebendes Wesen mehr, das sie liebkosen, dem sie ihre Zärtlichkeit beweisen konnte, und doch war ihr von Mutter Natur ein so hingebendes, liebebedürftiges Herz auf den Lebensweg mitgegeben worden!

Miß Frey war keine besondere Schönheit, wenn ihr Gesicht auch nicht gerade häßlich genannt werden konnte; jedenfalls besaß sie ein ganz niedliches Figürchen, sowie ausnehmend kleine Hände und Füße. Da ihr Geschäft, als dem einzigen dieser Art im Orte, sich eines lebhaften Zuspruches erfreute und ihre Bedürfnisse gering waren, hatte sie im Laufe der Jahre sich schon eine hübsche kleine Summe erspart, die sie auf einer Sparbank deponiert, und da sie sich eines schuldenfreien Warenlagers rühmen durfte, galt sie in Galena als vermögendes Mädchen. Sie war gegen Jedermann freundlich und liebenswürdig; sie verstand so schön zu plaudern, andererseits aber auch wieder den ihr zugetragenen Neuigkeiten so aufmerksam zu lauschen, daß keine ihrer zahlreichen Kundinnen je unbefriedigt von ihr ging.

Und doch wollte es ihr nicht gelingen, sich in den Besitz des seit vielen Jahren mit immer intensiver werdender Sehnsucht begehrten Gegenstandes zu setzen! Dieser Gegenstand aber war ein Mann! Ach, alles, alles —

sich, ihr Geschäft und das ersparte Geld hätte sie von Herzen gern für einen solchen hingegeben, und wenn derselbe auch nicht größer gewesen wäre als sie selbst!

Freilich ist nicht zu leugnen, daß Polly, wenn auch nur einen einzigen, so doch sehr großen Fehler besaß, den sie indessen beim besten Willen nicht ablegen konnte, im Gegenteil, derselbe wurde mit jedem in die Ewigkeit versinkenden Tage schlimmer. Dieser Fehler war ihr Alter, denn sie hatte die Dreißig bereits seit zwei Jahren überschritten! Und wie sollte es ihr gelingen, jetzt noch einen Freier zu finden, nachdem ihre Sehnsucht in der Blüte ihrer Jugend keine Befriedigung gefunden! Nun war noch der Heimgang des einzigen Wesens ihrer Neigung hinzu gekommen, um ihre schmerzlichen Gefühle bis in's Unendliche zu steigern. War es da ein Wunder, daß ihre Brust sich unter schweren Seufzern hob und Thränen ihre Augen trübten?

Mit einer energischen Bewegung trocknete Miß Frey endlich die Thränen von ihren Wangen und unterdrückte den letzten Seufzer, der sich noch loslösen wollte; dann hob sie wieder die Hand mit dem halbfertigen Hute empor, um weiter an demselben zu arbeiten.

Da öffnete sich die Ladenthüre, und die sehr korpulente Mrs. Sullivan, eine der besten Kundinnen Polly's trat ein. Ehe sich die Letztere noch von ihrem Sitze erheben konnte, begann sie: „Behalten Sie nur Ihren Platz; ich warte nicht erst Ihre Aufforderung ab, dearest, sondern komme gleich zu Ihnen in's Hinterzimmer.“ Und den Worten ließ sie die That folgen.

Die Angeredete nickte nur mit dem Kopfe, während sich ein schwaches Lächeln um ihre Lippen legte, und richtete ihre vom Weinen ein wenig geröteten Augen auf die in der Mitte der vierziger Jahre stehende irische Witwe.

„Well, well," fuhr die gutherzige Frau fort, nachdem sie in's Stübchen getreten war, „wozu blasen Sie wieder Trübsal? Sure, wir machen es damit nicht besser, daß wir uns in unsern Kummer und unser Leid versenken! Falls irgend Jemand, so muß ich dies wissen, denn wenn jemals ein armes Weib einen bitteren Verlust erlitten hat, durch den man zur Verzweiflung getrieben werden kann, war es bei mir der Fall, als mein geliebter, teurer Pat vor einem halben Jahre starb, nachdem wir so lange glücklich mit einander gelebt."

„Ja, gewiß!" stimmte Polly bei.

„And faith, Patrick war ein Mann, wie er selten zu finden ist! Sie kannten ihn ja. Ich sage Ihnen, als er noch Mitglied der New Yorker Polizeiforce gewesen, war er der schönste Mann im ganzen Corps; alle Weiber verliebten sich in ihn, sie waren wie toll hinter ihm her, und es geschah nur aus purer Eifersucht, als ihn sein Sergeant bei den Polizei-Commissären anklagte, auf seinem Posten betrunken gewesen zu sein — kein wahres Wort war daran! Als wir nach seiner Entlassung hierher zogen, ließ er mich die ihm widerfahrene Unbill nie empfinden; wir waren ein Herz und eine Seele, bis ihn mir der Tod entriß. Trotzdem, als mich dieser schwere Schlag traf, sagte ich zu mir selbst: Bridget, er ist von Dir gegangen;

er hat sich aus dieser trügerischen, unvollkommenen Welt in ein besseres Leben geflüchtet, und Gott wird seine reine Seele gnädig bei sich aufnehmen. Sollte ich mir etwa durch Weinen meine ohnehin schwachen Augen vollständig ruinieren, da er es doch so viel besser hatte als je zuvor?"

Mrs. Sullivan sprach damit nur die Wahrheit; Niemand hatte an ihr nach dem Tode ihres Gatten eine übergroße Trauer bemerken können.

„Sie mögen recht haben," versetzte Miß Frey mit bewegter Stimme; „aber es ist doch ein sehr großer Verlust für mich, und derselbe trat so ganz unvorhergesehen ein!"

„Of course!" gab Bridget zu. „Aber Ihre Trauer ist zu groß, gerade als ob —" Sie zögerte einen Moment, wie wenn sie fürchtete, die zarten Gefühle der Andern zu verletzen; dann fuhr sie mutig fort: „Gerade, als ob der Tote ein menschliches Wesen gewesen wäre und nicht blos ein — Kater! Glauben Sie mir, dearie, er hatte seine Zeit ausgelebt, denn er war so alt, daß er sich zuletzt kaum noch bewegen konnte. Es giebt doch noch genug Katzen in der Welt, und es dürfte Ihnen nicht schwer fallen, eine andere als Ersatz zu bekommen."

„Aber keine wieder wie meinen Tommy!" entgegnete Polly, traurig den Kopf schüttelnd. „O, Sie können nicht wissen, was er mir im Leben war!"

„Dear me! Das mag ja sein, und Sie haben auch mein volles Mitgefühl; wenn Sie es indessen mit einem Nachfolger Ihres Tommy versuchen wollen, bringe ich Ihnen das niedlichste Kätzchen, das Ihr Auge je erschaut hat."

Miß Frey schüttelte jedoch ablehnend den Kopf.

„For heaven's sake!" rief plötzlich Mrs. Sullivan, „beinahe hätte ich vergessen, weswegen ich eigentlich hergekommen bin. Bitte, fertigen Sie mir ein Kapotthütchen an und machen Sie es so hübsch, wie Sie können; sparen Sie nicht bei den Zuthaten, nehmen Sie schönes grünes Band und eine oder zwei große Blumen dazu! Mr. O'Rourke, der Squire, hat mich nämlich gebeten, seine Frau zu werden, und, of course, ich mag auf meiner eigenen Hochzeit in der Toilette nicht hinter den anderen anwesenden Ladies zurückstehen."

Polly starrte die korpulente Witwe im allerhöchsten Erstaunen mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde an. Welche besondere Anziehungskraft besaß denn diese Frau? Kaum ein halbes Jahr war verflossen, seit ihr „geliebter, teurer Pat" gestorben, und jetzt schon hatte sie das Glück, wieder die Rosenbande der Ehe um sich schlingen zu sehen!

Doch nur der erste Moment der grenzenlosen Überraschung hatte es vermocht, die kleine Putzmacherin außer Fassung zu bringen, bald befand sie sich wieder in normalem Zustande; sie beglückwünschte die jetzt neben ihr Sitzende zu dem außerordentlich freudigen Ereignisse und erkundigte sich dann nach den näheren Umständen, wie Alles gekommen war.

Als Mrs. Sullivan nach einer halben Stunde das Hinterstübchen verließ, kannte Polly jede Einzelheit des so interessanten Vorfalles und brannte nunmehr darauf, ihre Wissenschaft an den Mann, in diesem Falle an die —

Frau zu bringen. Doch leider war sie an ihr Geschäftslokal gebunden, und gerade an diesem Nachmittag wollte sich keine einzige Seele bei ihr einfinden, der gegenüber sie durch einen Bericht über diese allerneueste Neuigkeit hätte glänzen können. Sie war so nervös, daß sie sich zur Arbeit völlig außer Stande fühlte, und als der Abend zu dämmern begann, war der Hut, an dem sie schon Mittags gearbeitet hatte, noch immer nicht fertig.

Trotzdem beeilte sie sich nicht, Licht zu machen; müßig stand sie an der Innenseite der Ladenthüre und sah nachdenklich auf die öde Straße hinaus. Immer und immer wieder suchte sie in ihrem Geiste die Ursachen zu erforschen, welche die irische Witwe für den Friedensrichter so anziehend gemacht, daß er sein fünfzigjähriges Junggesellentum ihretwegen aufzugeben willens war. Dieselbe besaß kein Bankbuch, war durchaus nicht schön, hatte ganz unfeine Manieren, sprach in ungebildeten Ausdrücken — kurz, sie war ein ganz gewöhnliches Weib von mehr als fünfundvierzig Jahren, und trotz alledem hatte sie das Glück, so bald nach dem Hinscheiden ihres ersten Gatten einen andern zu finden!

Dann wanderten Polly's Gedanken in die Vergangenheit; sie ließ alle im verflossenen Jahre in Galena geschlossenen Ehen vor ihrem geistigen Auge Revue passieren. Da war zuerst die kleine Lizzie Burr; in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren hatte sie bereits mit Jack Johnson vor dem Traualtar gestanden. Kurz darauf hatte dann die Witwe Stäger, eine Landsmännin ihrer Eltern, welche schon vorher einmal die Witwe Keller gewesen, den

Farmer Niederer geheiratet! Eine der ehelichen Verbindungen nach der andern rief sich die Sinnende in's Gedächtnis zurück, bis sie dieselben schließlich zusammenrechnete. Im Ganzen hatte der Ort in den letzten zwölf Monaten zehn glückliche Bräute gesehen, von denen vier ganz junge Mädchen, sechs aber Witwen gewesen; Mrs. Sullivan war nun die siebente! Keines der älteren Mädchen war also durch einen Mann aus der trüben Ehelosigkeit befreit worden!

Am nächsten Tage war Miß Frey krank, und das kleine Mädchen, welches ihr in der Küche behülflich war, mußte den Arzt herbeirufen. Derselbe erklärte, die Krankheit sei die Folge überreizter Nerven; er verordnete ihr eine Medizin und wies sie an, ein paar Tage im Bette zu bleiben. Nun hatte sie erst recht Zeit zum Sinnen und Grübeln.

Das Resultat dieser geistigen Thätigkeit zeigte sich den grenzenlos erstaunten Bewohnern Galena's einige Wochen später, als bekannt wurde, daß Polly Frey ihr gutgehendes Putzgeschäft, mitsamt allen Warenvorräten im Laden, an Miß Henderson verkauft hatte und daß sie nach der großen Weltstadt am Hudson überzusiedeln beabsichtigte.

Zahllos waren die Gerüchte, welche sich an die Verbreitung des überraschenden Geschehnisses knüpften; aber dasjenige, welches seine Entstehung der gutmütigen ehemaligen Mrs. Sullivan, jetzigen Mrs. O'Rourke, verdankte, fand am meisten Glauben. Dasselbe wollte wissen, daß Polly nach New York gehe, um dort im feinsten Teile

der Stadt mit ihren Ersparnissen ein großes Putzgeschäft zu errichten, das nur die vornehmsten Damen zu seinen Kunden zählen sollte.

Die kleine Putzmacherin selbst ließ kein Wort über ihre Absichten verlauten. Sie packte ihre Garderobe und sonstigen Effekten, welche sie der Expreß-Compagnie zur Beförderung übergab, dann zog sie ihr Kapital aus der Sparbank und verließ mit einem nach der Stadt New York lautenden Billet den Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit, an dem sie zwar an Geld und Gut gewonnen hatte, die Bedürfnisse ihres Herzens aber unbefriedigt geblieben waren.

Um die Mitte des Monats Juli tauchte in der am Long Island Sound gelegenen Ortschaft Healthburgh eine Dame auf, deren ganz unvorhergesehenes Erscheinen einen Teil der Eingesessenen nicht wenig in Unruhe versetzte. Sofort nach ihrem Eintreffen mietete sie zwei Zimmer in dem besten Boardinghouse, dem eine Mrs. Gardener mit großer Ehrbarkeit und Würde vorstand.

Die Fremde war eine kleine Figur, schmächtig, mit nicht sehr schönem, aber einnehmendem Gesicht, das auf ein Alter von höchstens dreißig Jahren schließen ließ. Bald erfuhr man, daß sie in New York zu Hause, vor eineinhalb Jahren Witwe geworden sei und Mrs. Fielding heiße; durch zarte Andeutungen gab sie übrigens zu verstehen, sie besitze einiges Vermögen und sei nicht abgeneigt, sich dauernd in Healthburgh niederzulassen.

In dem Boardinghouse fand die Fremde bei ihrem Eintreffen bereits vier andere Mieter vor. Da war der

sehr ehrenwerte Mr. Robert Gamper, der, seitdem er einst vor Jahren erzählt, daß er in seiner Heimat, der Schweiz, Artillerie-Offizier gewesen, den stolzen Titel „Colonel" führte; er war der Besitzer einer ziemlich großen Seidenbandweberei im Orte und zur Zeit County-Supervisor für die Township. Der zweite der Hausgenossen war der ehrwürdige Henry Random, Geistlicher der presbyterianer Kirche; den Schluß bildete das Gates'sche Ehepaar. Dasselbe war nur für die Dauer des Sommers nach Healthburgh gekommen, weil der kaum vierzigjährige Mann ein halber Invalide war und eine ruhige Umgebung, sowie in reiner Luft Heilung für sein Leiden suchte.

Nachdem zwei Wochen seit dem Eintreffen der Mrs. Fielding verstrichen waren, die durch sie hervorgerufene Erregung sich etwas gelegt hatte, die zuletzt Angekommene mit ihren Hausgenossen auch in regelmäßigen Verkehr getreten war, sah Mrs. Gates immer klarer, daß sowohl der Colonel wie der Pastor der Witwe auffällig den Hof machten. Nichts war nun natürlicher, als daß sie sofort die so vielen Frauen eigentümliche Sucht des Ehestiftens befiel; vermochte sie doch dadurch ein doppeltes Ziel zu erreichen. Sie konnte mit ihrer Thätigkeit zwei Herzen dem Glücke entgegen führen und sich selbst eine interessante Abwechselung in dem sich sonst ewig gleich bleibenden Verlaufe der Tage schaffen.

Wie ein vorsichtiger General ließ sie ihre Streitkräfte nicht auf's Ungewisse vorgehen, sondern entwarf vorher einen strategischen Plan und sondirte das Terrain. Zuerst suchte sie das Vertrauen der Witwe zu gewinnen,

was ihr scheinbar unschwer gelang; bald standen die beiden gleichaltrigen Frauen in regem Verkehr, und Mrs. Fielding verbrachte viele Stunden des Tages in der Gesellschaft der neuen Freundin, die unbedeutenden Vorkommnisse im Dorfe einer ausgedehnten, gründlichen Besprechung unterziehend.

Aber ebenso wie Mrs. Gates ihrer Hausgenossin nicht verriet, welche Pläne sie mit ihr vor habe, verschwieg die Letztere, daß Mr. Gamper, wenn sie am Spätnachmittag regelmäßig ihre Promenade machte, während die Freundin beim Gatten bleiben mußte, wie zufällig mit ihr zusammentreffe und über eine Stunde lang sehr interessant plaudere.

Daher kam es, daß die Erstere dem Pastor, der ihr selbst sympathischer war, eine Rolle in ihrem unschuldigen Ränkespiel zuwies und sie seinen Namen immer öfter in das Gespräch zu ziehen und mit sich steigerndem Eifer die guten Eigenschaften ihres Schützlings hervorzuheben begann. Gar häufig, wenn Mr. Random nach dem Mittagsmahl den Damen noch ein Stündchen Gesellschaft leistete, wozu Mr. Gamper seines Geschäftes wegen keine Zeit hatte, schlüpfte sie unter irgend einem Vorwande aus dem Parlor, um dem von ihr protegierten Pärchen Gelegenheit zu geben, sich durch intimes Aussprechen genauer kennen und lieben zu lernen.

Den Geistlichen hatte auch sehr bald eine heiße Leidenschaft für die neue Hausgenossin erfaßt; da er aber in weltlichen Dingen äußerst unbeholfen und Damen gegenüber grenzenlos schüchtern war, ließ er die ihm gebotenen

Gelegenheiten, der Auserwählten einen Blick in sein krankes Herz zu gestatten, unbenützt vorübergehen. Wenn ihm dieselbe forschend in's Gesicht blickte, wandte er dasselbe verlegen ab; er suchte fortwährend nach einer passenden Einleitung zu dem, was er zu sagen beabsichtigte, hatte dieselbe jedoch noch nie gefunden, wenn seine gütige Protektorin wieder im Zimmer erschien. In seiner Verlegenheit brach er dann die Unterhaltung, welche sich nur mühsam und mit vielen Unterbrechungen hingeschleppt hatte, plötzlich ganz ab und entfernte sich eilig.

Mrs. Gates, in ihrer blinden Vorliebe für Random, schien jedoch nichts davon zu bemerken; sie lebte in der freudigen Hoffnung, es entwickele sich alles ihrem Plane gemäß und das von ihr für einander bestimmte Pärchen würde, noch bevor das Laub von den Bäumen fiele, Hochzeit feiern. Gegen Ende des Monats August dachte die intrigante Dame, die Courmacherei ihres Schützlings hätte lange genug gedauert, er habe eine Bresche in die Wälle der zu erobernden Festung geschossen, und es sei endlich an der Zeit, einen regelmäßigen Sturm auf dieselbe zu unternehmen. Zu diesem Zwecke entwarf sie einen neuen Plan, der sehr schlau angelegt war und, wenn er vollständig zur Ausführung kam, nach ihrer Ansicht unbedingt gelingen mußte. Die Stunde für den in diesem Falle unblutigen Kampf, der nicht unentschieden enden sollte, und in welchem beide Parteien Sieger und zugleich Besiegte sein mußten, setzte sie auf den nächsten Sonntagabend fest.

Die presbyterianer Kirche, welche alle Kostgänger der Mrs. Gardener mit Ausnahme des Mr. Gamper besuch-

ten, war nahezu eine Meile von dem Boardinghouse entfernt; ein etwas näherer Weg aber führte durch ein romantisch am Strande gelegenes Wäldchen, und zumeist wurde bei gutem Wetter dieser gewählt.

Mrs. Gates' Plan ging nun dahin, mit Mrs. Fielding den Abendgottesdienst zu besuchen; mitten während desselben sollte sie jedoch ihr Gatte abrufen, so daß die Witwe allein zurück blieb und der Pastor nach Beendigung seiner amtlichen Pflichten seine Angebetene nach Hause begleiten mußte. Um diese Zeit sandte der Vollmond seine milden Strahlen herab, und in dessen verführerischem Lichte, sowie der Einsamkeit des Weges mußte den Beiden das übervolle Herz aufgehen und die so lange zurück gedrängten, entscheidenden Worte über deren Lippen fließen.

Anfangs ging auch alles auf's Beste; die beiden Damen promenierten gemeinsam zur Kirche, und später verließ Mrs. Gates auf einen Wink ihres Mannes, der sich an der Thüre gezeigt hatte, ihren Sitz, um sich mit demselben fort zu begeben. Als Mr. Random von der Kanzel aus sah, daß die Witwe allein zurückblieb, begann sein Herz heftig zu pochen, und beinahe hätte er den Faden seiner Predigt verloren. Dieselbe fiel auch weit kürzer aus als gewöhnlich, und ebenso hastete er den noch verbleibenden übrigen Dienst schnell zu Ende; zum Erstaunen der Anwesenden ließ er sogar von dem Schlußchoral nur einen statt der sonst üblichen vier Verse absingen. Er hatte im Moment begriffen, daß sich ihm eine so günstige Gelegenheit, der Auserwählten seines Herzens gegenüber sich offen auszusprechen, nicht sobald wieder geboten werden würde, und

er war entschlossen, dieselbe nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen.

Der Gottesdienst war zu Ende; die Gemeinde erhob sich, und der Pastor beeilte sich, sich ebenfalls zum Fortgehen fertig zu machen. Da — gerade, als er mit dem Hute in der Hand aus der Kirche in's Freie trat, sah er, wie Mr. Gamper, den er gar nicht in der Nähe vermutet hatte, Mrs. Fielding lächelnd begrüßte und die Beiden dann, während er selbst ganz starr vor Schrecken dastand, gemeinsam den Heimweg einschlugen.

Nachdem er wieder einigermaßen zu sich gekommen, wollte er ihnen zuerst nacheilen, um wenigstens ebenfalls die Gesellschaft der geliebten Frau zu genießen, denn der Gedanke, daß der Colonel seinen Plänen gefährlich werden könnte, kam ihm nicht; dazu war er zu unerfahren. Dann aber verfiel er in träumerisches Sinnen, und ohne daß er wußte, wie es geschah, schritt er auf dem wohl um die Hälfte längeren Fahrwege dahin; im vollen Gottvertrauen hoffte er, es werde sich ihm bald eine andere Gelegenheit bieten, die heute vereitelte Ausführung seiner Absicht zu einem guten Ende zu bringen.

Die Witwe hatte inzwischen, unbekümmert um ihren schüchternen Verehrer, an der Seite Mr. Gamper's das Wäldchen betreten. Während sie sich langsam vorwärts bewegten, bestand die Unterhaltung aus einzelnen, abgebrochenen Bemerkungen des Fabrikanten und gelegentlichen kurzen Bejahungen oder Verneinungen seitens seiner Begleiterin, bis Beider Mund schließlich ganz verstummte.

Sie näherten sich schon dem Ende des Wäldchens, als

plötzlich in einer kleinen Lichtung, die vom Monde voll beschienen da lag, Mr. Gamper die neben ihm her Gehende am Arm erfaßte und auf diese Weise zum Stillstehen zwang. „Beim Himmel!“ rief er dabei, ihr dreist in's Antlitz blickend, „welchen Zweck kann es haben, noch weiter den Narren zu spielen?! Warum soll ich nicht das Ding beim rechten Namen nennen? Ich bin es müde, mir die abgerissenen Knöpfe wieder selbst anzunähen, ich will es auch nicht länger thun! Das ist alles, was ich darüber zu sagen habe; nun erklären Sie sich! Wollen Sie, oder wollen sie nicht?“

Mrs. Fielding befreite sich von dem Griffe seiner Hand und wich furchtsam ein paar Schritte zurück; in ihr tauchte der Gedanke auf, er habe plötzlich seinen Verstand verloren. „Hm, in der That“, kam es furchtsam über ihre Lippen, während sie fortfuhr, die Entfernung zwischen sich und ihm zu vergrößern; „es wäre vielleicht gut, wenn Sie ein wenig mehr —“ Sie stockte.

„Was soll ich mehr thun — mehr sein?“ stieß Robert hervor, indem er hastig drei große Schritte vorwärts machte und die rechte Hand auf ihre Schulter legte. „Haben Sie mich denn nicht recht verstanden? Soll ich mich klarer ausdrücken? Wie kann ich das?“

Als er aber fühlte, daß sie zitterte, begann er einzusehen, daß der angeschlagene Ton sich wohl doch nicht zu einer Liebeswerbung eigne. Er ließ ihre Schulter los, legte seinen Arm leicht um ihre Taille und sprach in gänzlich verändertem, gemäßigtem Tone: „Nun gut, ich sehe daß ich mich vorhin, vom Sturm der Gefühle fortgerissen,

etwas unverständlich ausgedrückt habe; jetzt aber frage ich klar und deutlich: Wollen Sie meine Frau werden oder nicht? Antworten sie mir kurz mit Ja oder Nein!"

„O, o!" stotterte die Dame, „Sie sind so — so — ich meine, Ihr Antrag kommt so plötzlich — derselbe verwirrt mich ganz — Sie wissen, es ist erst so kurze Zeit her, daß ich meinen teuren Tommy verloren habe." Sie senkte den Kopf und errötete wie ein junges Mädchen, dem zum ersten Male von Liebe gesprochen wird.

Mr. Gamper wenigstens urteilte in solcher Weise, und dieses holde Erröten nahm ihn wenn möglich noch mehr gefangen; in weichem, bewegtem Tone erwiderte er: „Ich kann ja noch eine Weile warten, freilich nicht zu lange. Haben Sie keine Bange, ich vermag es, Sie sehr gut zu ernähren, und ich bin Willens, alle Ihre Wünsche zu erfüllen." Er besaß zu viel Takt, um ihr zu sagen, daß er sich nicht einen Pfifferling darum schere, wie lange ihr „teurer Tommy" tot war, aber er dachte es.

„Ich fürchte, Sie lieben mich nicht genug, um —" Die kleine Kokette brach scheinbar verlegen ab, indem sie gleichzeitig einen ganz schwachen Versuch machte, sich aus dem sie umschlingenden Arme zu befreien.

Selbstverständlich gelang ihr dies nicht, denn Robert hielt sie nur um so fester; dann aber, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, legte er die andere Hand unter ihr Kinn und preßte seine bärtigen Lippen in einem herzhaften Kuß auf ihren Mund. Wie über seine eigene Kühnheit erschrocken, ließ er sie darauf schnell los und lächelte verlegen.

Dieser Kuß hätte eine andere Sterbliche unbedingt von seiner Liebe überzeugt; nicht so Mrs. Fielding, denn sie schien noch immer Zweifel zu hegen. „Würden sie mich unter allen Umständen lieben, mag passieren, was da wolle?" fragte sie.

„Ganz ohne Zweifel!" lautete die Antwort.

„Auch wenn Sie von mir etwas erfahren würden, wovon bisher noch Niemand auch nur eine Ahnung hat?"

„Sicherlich!"

„Wenn ich Ihnen nun aber mitteile, daß ich eine — eine —" Die junge Witwe stockte; es schien für sie doch zu schwer zu sein, den Schleier von ihrem Geheimnis zu lüften.

„Halt!" rief Mr. Gamper; „sehen Sie mich an! Ich bin weder ein Baby, noch ein Knabe, der sich vor einem Gespenst fürchtet! Wenn es Ihnen so schwer wird, Ihr zartes Gewissen durch ein Bekennen der darauf ruhenden Last von derselben zu befreien, so thun Sie es eben nicht; einen Mord werden Sie ja wohl nicht begangen haben. Ich heuchle nicht; wenn ich sage, daß ich Sie liebe, wie Sie sind, so ist dies auch thatsächlich der Fall, und Ihre Wenn und Aber werden meine Gefühle für Sie nicht ändern. Um sich jedoch von allen Sorgen sofort zu befreien, rücken Sie nur gleich mit diesem schrecklichen Geheimnis heraus!" Er lachte jetzt herzlich.

Dieses Lachen gab ihr Mut, und in dem Schatten einer alten Ulme bekannte sie, daß sie eigentlich sehr schlecht sei; sie hieße nicht Fielding und sei auch keine Witwe, ihr „teurer Tommy" aber wäre ein an Altersschwäche ver=

endeter Kater gewesen. Dann berichtete sie, daß sie noch Mädchen und ihr wirklicher Name Polly Frey sei, sowie daß sie bis vor wenigen Wochen in Galena ein Putzgeschäft besessen habe. Die Idee, die angenommene Rolle zu spielen, sei in ihr entstanden, als sie gesehen, daß Witwen mehr Glück in Bezug auf's Heiraten hätten als ältere Mädchen; sie gestehe offen, daß sie des ledigen Standes überdrüssig sei. Zum Schusse versicherte sie dem stumm Zuhörenden, daß sie ihn vom ersten Momente an, da sie ihn gesehen, geliebt habe, und fragte, ob er ihr vergeben könne.

Der Fabrikant zog sie in seine Arme und preßte von Neuem einen Kuß auf ihre Lippen; dies war seine Antwort.

Polly schmiegte sich an den starken Mann, der in der That, seit sie ihn zum ersten Male erblickt, so sehr ihr ganzes Sein gefangen genommen hatte, daß sie ihn selbst in ihren Träumen vor sich gesehen. Sie war ganz glücklich; in diesem Augenblicke war sie mit der Vorsehung, welche sie so lange stiefmütterlich behandelt hatte, vollständig ausgesöhnt, und sie beneidete weder die ehemalige Witwe Stäger um den Farmer Niederer, noch die einstige Mrs. Sullivan um den Squire O'Rourke. Mit ihrem Robert konnte sich doch keiner jener Beiden messen, nicht einmal Jack Johnson, auf den doch die kleine Lizzie Burr so stolz gewesen.

Endlich schritten die jung Verlobten Arm in Arm oft stehen bleibend und einen Kuß mit einander tauschend, ihrem gemeinschaftlichen Heim, dem Boardinghouse der Mrs. Gardener, zu, wo sie die Bewohner desselben in nicht geringer Aufregung vorfanden.

Der Pastor war, obgleich er den längeren Weg eingeschlagen hatte und, in Gedanken verloren, sehr langsam gegangen war, früher als die beiden anderen Hausgenossen eingetroffen und von Mrs. Gates, die schon mit größter Spannung auf sein Erscheinen gewartet hatte, sofort mit Fragen nach dem Verbleib der Freundin bestürmt worden. Sie konnte es im ersten Momente nicht begreifen, daß er allein kam; sie hatte ja Alles so schön arrangiert, daß an einen Fehlschlag gar nicht zu denken war.

Als ihr Mr. Random dann berichtete, Mrs. Fielding befinde sich in der Begleitung des Fabrikanten, der ihm zuvorgekommen, schalt sie ihn in milder Weise, daß er sich Jenen nicht angeschlossen, und stellte ihm in Aussicht, er werde im Leben nie zu einer Frau kommen, wenn er sein Gebaren dem weiblichen Geschlechte gegenüber nicht von Grund aus ändere. „Wir Frauen wollen erobert sein," schloß sie, „und werfen uns dem Mutigen in die Arme."

Ganz zerknirscht verließ der Pastor die ihm so wohlgesinnte Dame; das lange Ausbleiben der beiden Hausgenossen gab ihm viel zu denken, aber noch immer befürchtete er nichts Arges.

Kaum hatte sich Mr. Random entfernt, da stürmte das Dienstmädchen zu der im Parlor sitzenden Mrs. Gates und berichtete ihr atemlos, daß sie den Heimweg aus der Kirche ebenfalls durch das Gehölz am Strande genommen und bei dieser Gelegenheit beobachtet habe, wie Mr. Gamper Mrs. Fielding wiederholt umarmt und geküßt. „Ja," wiederholte sie mit Nachdruck, „mit meinen eigenen Augen habe ich es gesehen, wie er sie geküßt hat!"

Nahende Schritte verscheuchten das Mädchen aus dem Zimmer. Im nächsten Moment traten die so lange Ausgebliebenen ein, und der Fabrikant präsentierte der wegen ihrer gescheiterten Pläne mit einem verdrossenem Gesicht dasitzenden Dame Mrs. Fielding als seine Verlobte.

Polly hatte nämlich von ihrem Bräutigam noch die Zusage erhalten, daß ihr Geheimnis vor Allen gewahrt werden und sie weiter als Witwe gelten sollte, bis sie nach wenigen Tagen nach New York abreisen würde, wohin er ihr eine Woche später folgen sollte, um sie nach dort vollzogener Trauung als seine Gattin nach Healthburgh zurückzuführen.

So geschah es denn auch. Nach etwa vierzehn Tagen begrüßte Mrs. Gates das eintreffende junge Ehepaar mit vieler Würde auf dem Bahnhofe, um es nach der für dasselbe neu eingerichteten Wohnung zu führen, zu deren Einrichtung sich Mr. Gamper ihren wertvollen Rat und Beistand erbeten hatte. Besonders durch den letztern Umstand war sie ganz versöhnt worden, so daß sie sich leicht über das Mißgeschick des Pastors hinwegsetzte. Die Absicht, bei Gelegenheit sich wieder dem unterhaltenden Geschäfte des Ehestiftens zu widmen, gab sie darum ebenso wenig auf, wie ein General, der nur eine Schlacht verloren, sich in's Privatleben zurückzieht.

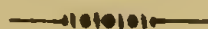
Polly hatte ihren geliebten Robert veranlaßt, während seines Aufenthaltes in New York elegante Vermählungsanzeigen drucken zu lassen; von diesen sandte sie die Mehrzahl an alle näheren Bekannten nach Galena.

Dort erregte die so vorteilhafte Verheiratung des

„Swiss girl“, wie sie in Folge ihrer Abstammung oft genannt worden, ein großes Aufsehen und gerechte Freude, der nur hier und da etwas Neid beigemischt war. Keine Seele hatte natürlich eine Ahnung, wie das so schnell gekommen, und bei der nächsten Zusammenkunft der Woman's Temperance Society von Galena fragte eine der Anwesenden die andere, ohne jedoch Auskunft erhalten zu können. Dies hinderte jedoch nicht, daß die Damen später mit ihrem Schälchen Mokka auf das Glück ihrer ehemaligen Putzmacherin anstießen.

Mrs. O'Rourke, die vor Neugierde beinahe verging, glaubte sich zu einem besonderen, schriftlichen Glückwunsch verpflichtet, und sie füllte den Brief mit wohlmeinenden Erkundigungen, die sie ausführlich zu beantworten hat.

Polly that ihr auch diesen Gefallen, aber sie hütete sich, zu verraten, daß sie für den Zeitraum von einigen Wochen als Witwe aufgetreten war.



Theorie und Praxis.

Mr. Fabius Hannibal Queer war Kaufmann und in Gemeinschaft mit dem Bruder seiner Frau Inhaberin eines gut gehenden Geschäfts. Aber er war nicht der eigentliche Leiter desselben, sondern sein Schwager, welcher mehr Talent dazu besaß. Trotzdem war er fest überzeugt, daß seine Fähigkeiten diejenigen seines Socius bei Weitem überträfen und er sich eigentlich Vorwürfe darüber machen müsse, Jenem aus Gutmütigkeit die Leitung überlassen zu haben.

Bei sich zu Hause liebte es Fabius Hannibal, den Tyrannen zu spielen, und er war nicht wenig stolz darauf, daß dort Alles nach seinem Kopfe ging; daß aber sein Wille ganz nach Gutdünken von seiner Gattin Dorothy gelenkt wurde, merkte er nicht. Er verlangte, daß die Mahlzeiten auf die Minute auf dem Tisch ständen, und mußte er hin und wieder ein paar Augenblicke auf das Essen warten, so raisonnierte er und meinte, er begriffe nicht, daß die Frauen das „bischen" Wirtschaft, das spielend in wenigen Stunden zu erledigen sei, so vollauf beschäftige, daß sie nicht rechtzeitig damit fertig würden.

Auch über die Erziehung, welche seine Frau den drei

Kindern gab, war er häufig ungehalten, denn er erinnerte sich, vor langen Jahren irgendwo gelesen zu haben, solche junge Menschenpflanzen müßten zeitig zu Bett gebracht werden, und er verlangte, daß seine Sprößlinge, gleichgültig ob im Sommer oder Winter, bei Dunkelwerden zu Bett gehen sollten, ohne dagegen Widerspruch zu erheben; während der Nacht aber sollten sie ihn nicht durch Weinen im Schlafe stören.

Der Himmel hatte dem Queer'schen Ehepaare zuerst vor etwa sechs Jahren ein Zwillingspaar, zwei Knaben bescheert, deren einem Fabius Hannibal in der Taufe die Namen Abraham Lincoln, dem anderen Jefferson Davis hatte beilegen lassen. Dies sollte auf die wiedergeeinte Union hindeuten und gleichzeitig auf die Kleinen prädestinierend wirken; sie sollten wie jene großen Vorbilder einst berühmte Staatsmänner werden.

Mrs. Dorothy glaubte nunmehr aber guten Grund zu der Annahme haben zu dürfen, daß sich ihre Söhne eher zu Zimmerleuten oder Tischlern eignen würden, denn als sie dieselben einmal auf ganz kurze Zeit ohne Aufsicht zu Hause hatte allein lassen müssen, hatte Abraham eiligst an einem Polsterstuhl seine Säge probiert und Jefferson eine Anzahl kleiner Nägel in den Wiegestuhl geschlagen.

In einem Punkt waren Mr. Queer und seine Gattin von vornherein einer Meinung gewesen, und dies war, daß ihr Töchterchen, welches ihnen vor vier Jahren geschenkt worden, zu Ehren einer reichen alten Erbtante Betsy Jane getauft werden sollte.

Eines Sonnabends früh, gerade als sich die Familie

vom Frühstückstisch erhob, kam ein Bote mit der Meldung, diese Tante sei durch heftige neuralgische Schmerzen an's Bett gefesselt und ließe ihre Nichte Dorothy bitten, sofort zu ihr zu kommen und bis zum nächsten Tage bei ihr zu bleiben.

Mrs. Queer ward durch diese Aufforderung in Unruhe versetzt. Auf der einen Seite erschien es ihr fast unmöglich, die Wirtschaft gerade heute zu verlassen, denn sie hatte sich vorgenommen, an diesem Tage sehr viel zu thun, nachdem sie das Dienstmädchen am Abend vorher wegen Ungehorsam entlassen hatte, und außerdem war noch nichts für's Mittag- und Abendbrot vorbereitet. Was sollten ihr Gatte und die Kinder ohne sie anfangen? Andererseits überlegte sie aber, daß die Tante, wenn sie selbst sich weigerte zu ihr zu gehen, wahrscheinlich ihre Cousine Nellie White rufen lassen und diese nur zu schnell bereit sein würde, die Kranke in Erwartung der einstigen Erbschaft zu pflegen.

Fabius Hannibal mochte seiner Frau die Gedanken vom Gesicht ablesen und sagte: „Du mußt unbedingt dem an dich ergangenen Rufe Folge leisten, Dolly! Beunruhige dich wegen meiner und der Kinder durchaus nicht; ich werde heute nicht in's Geschäft gehen und die Wirtschaft ebenso gut besorgen wie du. Der Bäcker wohnt ja nebenan, und in einer Stunde kommt der Junge aus dem Schlächterladen, der mir alles Fleisch, das ich nötig habe, bringen wird. Und was das Kochen betrifft, so mache dir erst recht keine Sorgen, denn das ist die reine Spielerei!"

Dorothy blickte ihren Gatten eine Weile ruhig an,

dann machte sie Toilette und begab sich zu der Kranken. Einen Augenblick lang hatte sie die Absicht gehabt, Fabius Hannibal einige Ratschläge in Bezug auf die Küche und die Beaufsichtigung der Kinder zu geben, es aber nach kurzer Überlegung unterlassen; sie zweifelte jedoch keinen Moment, daß er mit seinen so oft gepriesenen Theorien in die Brüche geraten würde.

Mr. Queer hingegen fühlte sich im Bewußtsein der übernommenen Pflichten gehoben; er glaubte fest überzeugt sein zu dürfen, daß er seiner Frau am nächsten Tage einige wichtige, auf Erfahrung beruhende „Winke" zu einer besser geordneten Führung des Haushalts werde geben können. „Die Frauen," so raisonnierte er, „machen viel Wesen über das Aufwaschen des Geschirrs oder das Zubereiten des Kaffees, sehr oft bedürfen sie eines Dienstmädchens, und selbst dann noch wird man sie über die Unmasse Arbeit, die gethan werden muß, klagen hören. In Wirklichkeit denken sie einzig daran, sich aufzuputzen und mit ihren Freundinnen und Nachbarinnen ganze Stunden des Tages schwätzend hinzubringen, während die ganze Last auf den Schultern der Männer ruht. Geld ist stets die Hauptsache, und der Mann ist es, der von Morgens bis Abends arbeiten muß, um es zu verdienen."

Er blickte im Zimmer umher und dachte, er thäte am besten, wenn er jetzt gleich, während die Kinder ruhig weiter spielten, an den Einkauf von Brot gehe, und er entfernte sich leise.

Als er in den Bäckerladen trat, fragte er, auf eine Partie Brote zeigend: „Was kostet ein Laib von dieser Sorte?"

„Acht Cents,“ antwortete die Verkäuferin.

Mr. Queer bekam einen nach seiner Ansicht prächtigen Einfall. „Und wieviel verlangen Sie für ein Dutzend?“ versetzte er.

„Achzig Cents.“

„Gut! Sie können mir sofort zwölf Stück von diesen senden,“ meinte Fabius Hannibal und legte das Geld auf den Tisch. Auf dem Rückwege aber sprach er zu sich: „Dies ist der erste wichtige Wink, den ich Dorothy geben kann. Wenn die Frauen nur studieren wollten, auf welche Weise sie selbst kleine Beträge sparen können, das Einkommen eines Mannes würde nicht vollständig aufgebraucht werden, und er würde nicht nötig haben, auf die Erbschaft einer halb verrückten alten Tante zu spekulieren.“

Als Mr. Queer wieder in seine Wohnung trat, waren diese Gedanken jedoch mit einem Schlage aus seinem Gehirne entwichen, denn das markerschütternde Geschrei aus drei jugendlichen Kehlen schallte ihm entgegen, und seinen Augen bot sich ein sonderbares, aber durchaus nicht schönes Bild dar. Das Wiegenpferd, welches seinen beiden Söhnen gemeinsam gehörte, lag mit abgebrochenem Kopf in der Mitte des Wohnzimmers, während die Scherben einer zerbrochenen Glasglocke, einige nach Luft schnappende Goldfische und ein umgeworfener Ständer sich daneben befanden und das Wasser aus der Glocke von dem Teppich aufgesaugt wurde. Er zog schnell sein Taschentuch hervor und bemühte sich, mit demselben das noch auf dem Teppich stehende Wasser zu entfernen.

Während dessen versuchte ein Jedes der drei Kinder zu erklären, wieso das Unglück geschehen war.

„Jefferson Davis wollte fortwährend reiten.“

„Abraham Lincoln hat mich mit dem Pferde umgeworfen und direkt auf den Ständer geschmissen.“

„Jefferson Davis fiel auf meinen Fuß, und derselbe schmerzt mich,“ klagte Betsy Jane unter Thränen.

Ohne sich auf eine Untersuchung einzulassen, wer der Schuldige sei, las Fabius Hannibal die Goldfische auf und setzte sie in einen Kübel Wasser; dann prügelte er die Zwillinge tüchtig durch und befahl ihnen, sich auf Stühle in zwei verschiedenen Ecken des Zimmers zu setzen und eine Stunde lang nicht vom Fleck zu rühren.

Nachdem auf diese Weise die Ordnung wieder einigermaßen hergestellt war, beabsichtigte Mr. Queer sich an das Aufwaschen des Frühstücksgeschirrs zu begeben. „In einer viertel Stunde kann ich damit fertig sein, und dieselbe Zeit werde ich zum Machen der Betten brauchen,“ sagte er zu sich selbst. „Hm, die Arbeit, welche während des Vormittags gethan werden muß, ist ganz unbedeutend, wenn man nur systematisch vorgeht; die Weiber sollten sich dieselbe nach einer bestimmten Anzahl von Minuten einteilen und nicht Verschiedenes gleichzeitig vornehmen und durcheinander besorgen. Statt dessen vertrödeln sie die Hälfte der Zeit mit dem Kämmen der Haare und ihrer Toilette; die Folge davon ist, daß sie die Haushaltungsgeschäfte dann in größter Hast abthun müssen.“

Dies war ein zweiter Wink, den er seiner Frau geben wollte; wenn sie denselben befolgte, so brauchte sie vielleicht kein Dienstmädchen mehr. Sein Gedankengang wurde aber durch Betsy Jane unterbrochen.

Als der Vater die beiden Knaben geschlagen hatte, war das Mädchen erschrocken, und sie hatte sich bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken; dies wollte ihr aber nicht länger gelingen. „Mein Fuß schmerzt mich!“ klagte sie von Neuem; „die Mama schaukelt mich immer, wenn mir etwas weh thut. Ich will geschaukelt sein!“

„Es ist eine sehr tadelnswerte Erziehungsmethode Dorothy's,“ dachte Mr. Queer, „den Kindern zu gestatten, jedesmal zu weinen, wenn sie Schmerz empfinden.“ Aber Betsy Jane war erst vier Jahre alt, und es schien ihm, als gäbe es in diesem Augenblick keinen andern Weg, sie zu beruhigen; er setzte sie in den Wiegestuhl und begann denselben zu bewegen. Dies hatte zwar einigen Erfolg, aber die Beruhigung wollte nicht vollständig gelingen.

„Mama singt immer, wenn sie mich schaukelt,“ begann das Kind nach einer Weile.

Dieses Verlangen überraschte und verwirrte den Vater; er war niemals ein Sänger gewesen, und es wollte ihm kein anderes Lied einfallen, als „Schlaf, Kindchen, schlaf,“ das seine Großmutter stets zu singen gepflegt hatte. Zudem hegte er begründete Zweifel, ob er selbst dies fertig bringen würde; immerhin wagte er jedoch den Versuch, aber derselbe bestätigte nur seine Befürchtungen. Zuerst dachte er, er hätte zu hoch eingesetzt, und er begann ein zweites Mal ein paar Töne tiefer zu singen, ohne aber einen bessern Erfolg zu erzielen.

Nichtsdestoweniger versiegten die Thränen in den Augen des Mädchens, und sie blickte ihn mit unverhohlenem Erstaunen an. „Wann hast du singen gelernt, Papa?“ fragte sie.

„O, es ist lange her! Als ich noch ein Knabe war."

„Sang deine Mutter dieses Lied?"

„Nein; meine Großmutter that es."

„Hm, die Mama singt mir immer hübsche Lieder vor," versetzte Betsy Jane, mit einem verlorenen Blick in dem Gedanken an die Abwesende.

„Sitzen wir hier bereits eine Stunde?" begann in diesem Moment Jefferson Davis.

„Noch nicht!" antwortete der Vater.

„Eine Stunde dauert aber sehr lange!"

„Erzähle uns eine Geschichte, Papa," bat jetzt Abraham Lincoln, der auf dem ihm angewiesenen Sitz ebenfalls unruhig zu werden begann; „sag' uns etwas über deine eigene Jugend und was du thatest, wenn du gestraft wurdest."

„Ich war stets bestrebt, mich anständig aufzuführen," entgegnete Fabius Hannibal in strengem Tone.

„Jim Miller's Vater aber behauptet, du seiest mehr als tausend Mal geschlagen worden!"

„Wieso kam Mr. Miller dazu, dies auszusprechen?"

„Jim und ich stiegen neulich in seines Vaters Scheune die Leiter hinauf; ich forderte ihn auf, hinunterzuspringen, und er that es, fiel aber auf's Gesicht und zerschlug sich die Nase. Ich wollte zuerst auch den Sprung wagen, unterließ es jedoch, weil er so sehr weinte. Da kam Mr. Miller hinzu und sagte, ich sei ein böser Bube, aber der Apfel fiele ja nicht weit vom Stamme; ich verstand zwar nicht, was er damit meinte, aber er fügte hinzu, ich sollte mich nach Hause scheren, ich verdiente tüchtige Prügel, gerade wie du sie als Knabe mehr als tausendmal bekommen hättest."

„Du und Jefferson Davis könnt in den Hof hinausgehen und dort bis Mittag spielen; wenn aber Jim Miller hinzukommen sollte, so braucht ihr nicht mit ihm zu sprechen."

Inzwischen war es zehn Uhr geworden, und Mr. Queer erinnerte sich, daß es Zeit sei, das Frühstücksgeschirr aufzuwaschen; als er sich jedoch daran begab, sah er, daß er kein warmes Wasser hatte. „Schadet nichts! Es ist genug kaltes Wasser da!" meinte er und machte sich an die Arbeit. Bald sah er jedoch die Notwendigkeit ein, sich eine Schürze vorzubinden; da er aber eine solche nicht finden konnte, verwendete er zu diesem Zwecke das erst an diesem Morgen in Gebrauch genommene Tischtuch.

Er hatte das zu einem ganz anderen Zweck bestimmte Linnen gerade umgebunden, als der Bäckerjunge das Brot brachte. Der Bursche konnte das Lachen nicht unterdrücken, denn die Erscheinung des ihm wohlbekannten Kaufmanns, mit dem als Schürze vorgesteckten Tafeltuch und dem Waschlappen in der Hand, erschien ihm gar komisch.

Fabius Hannibal war jedoch zu sehr mit der Besichtigung seines Kaufs beschäftigt, um das Grinsen zu bemerken; er war selbst erstaunt über den Haufen Brot, der vor ihm lag. Derselbe mußte wenigstens auf zwei Wochen reichen, und er nahm sich wiederholt vor, Dorothy zu veranlassen, von jetzt an nur noch in großen Quantitäten einzukaufen.

Nachdem das Aufwaschen seiner Meinung nach abgethan war, ging er an das in Ordnung-Bringen der Betten.

Aber er war von dem Erfolg dieser Thätigkeit nicht sehr befriedigt, denn die Kissen und Decken boten nicht den sonstigen Anblick; aber da er nicht wußte, woran dies lag, war er außer Stande, es zu ändern.

Während er die Betten noch mit mißvergnügten Blicken betrachtete, klopfte es an der Küchenthüre. Es war der Junge vom Fleischer, der ein Stück Lendenbraten brachte, das Mrs. Queer auf dem Weg zur Tante bestellt hatte.

Jetzt richtete Fabius Hannibal seine sämtlichen Gedanken auf's Kochen. Er erinnerte sich, im elterlichen Hause habe es am Sonntag Morgen stets gebackene Bohnen gegeben, und er beschloß, dieses Gericht für morgen vorzubereiten; er begab sich auch sofort daran, um es nicht zu vergessen. Er band das Tischtuch von Neuem vor, schüttete ein Quart Bohnen in einen Topf, legte dazu ein Stück geräuchertes Schweinefleisch und schob das Gefäß in das Bratrohr des Ofens; daß auch Wasser und sonstige Zuthaten in den Topf gehörten, daran dachte er nicht.

Zum Mittagbrot sollte es Beefsteak und Kartoffeln geben; dies war eine prächtige Mahlzeit, die den Kindern stets gut schmeckte. Die Kartoffeln setzte er natürlich zuerst an, denn das Braten des Fleisches dauerte ja nicht lange; in der Zwischenzeit konnte er übrigens den Tisch decken. Aber er fand das Tischtuch nicht, obgleich er es in allen Zimmern suchte, und er nahm sich bereits vor, seiner Frau, sobald sie nur zurückgekehrt sein würde, heftige Vorwürfe wegen des Mangels an Ordnung im Hause zu machen, als er über einen Gegenstand stolperte. Das gesuchte Linnen hatte sich von seinen Hüften gelöst und war ihm vor die Füße gefallen.

Mr. Queer hatte eben die Teller auf den Tisch gestellt, als ihn sonderbare Töne, die vom Ofen herkamen, aufschreckten. Er öffnete das Bratrohr und sah, daß der

Topf geborsten war, die Bohnen, als ob sie lebendig wären, umhersprangen und das fette Schweinefleisch auf der bloßen Platte briet. Der Geruch des brennenden Fettes war schrecklich, und in aller Hast schaufelte er den ganzen Inhalt des Rohres in einen Aschkasten und leerte diesen in die Müllgrube.

Nunmehr nahm das Beefsteak seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nachdem dasselbe eine halbe Stunde gebraten hatte, dachte er an die Kartoffeln; als er aber den Deckel vom Topf hob, sah er zu seinem Schrecken, daß sie fast ganz zu Brei gekocht waren. Bald faßte er sich jedoch wieder; er konnte ja, da das Wasser ausgekocht war, das Ganze durch ein Sieb schlagen, und er hatte keine Arbeit mit dem Zerrühren der Kartoffeln. Trotzdem begann er von seinen Fähigkeiten als Koch etwas geringer zu denken, zumal es ihm vorkam, als ob inzwischen auch das Steak angebrannt wäre. Er setzte das Essen auf den Tisch und rief die Kinder herbei.

Kaum saßen dieselben jedoch auf ihren Plätzen, als Jefferson Davis begann: „Papa, mein Teller ist ganz fettig!"

„Schweig still!" fertigte ihn der Vater ab.

„Ich mag aber keinen fettigen Teller! Ich kann nichts dafür, daß ich darin eigen bin; Mama sagt, ich gerate darin der Queer'schen Familie nach," erklärte der Knabe in Selbstverteidigung.

Die Teller wurden nochmals in kaltem Wasser gewaschen, ohne daß dies viel geholfen hätte; sie blieben eben fettig.

Nun legte Mr. Queer den Kindern vor; aber diese mochten die Kartoffeln nicht essen, und ihm selbst schmeckten dieselben auch nicht. Er dachte eine Weile darüber nach, woran dies liegen könne, bis ihm endlich einfiel, daß er während des Kochens vergessen hatte, Salz daran zu thun. Dies aber konnte ja nachgeholt werden, und es geschah in so starkem Maße, daß die Kartoffeln gar nicht mehr zu genießen waren. Auch das Steak war so hart, daß die Kinder sich vergeblich bemühten, das Fleisch zu zerbeißen; endlich gaben sie jeden derartigen Versuch überhaupt auf, und es blieb nichts weiter übrig, als daß Alle den Hunger mit Butterbrot stillten.

Fabius Hannibal machte sich wieder an das Aufwaschen des Geschirrs, während er die Kinder in's Wohnzimmer sandte.

Als er fertig war und zu seinen Sprößlingen trat, rief ihm sein Töchterchen entgegen: „Nachmittag kämmt mir die Mama immer das Haar auf's Neue und zieht mir ein reines Kleidchen an.“

„Und Sonnabend Nachmittag nimmt sie stets mit uns die Sonntag-Schulaufgaben durch,“ meinte Abraham Lincoln.

Jefferson Davis fand es für nötig, dies zu bestätigen, und er fügte hinzu: „Mama erzählt auch immer Geschichten, die wir uns dann merken.“

Zuerst sollte Betsy Jane's Haar gekämmt werden, aber dasselbe war arg verwirrt, und sie begann, als er sie zauste, zu weinen; um sie zu beruhigen, zog er ihr das neue rosafarbene Festkleid an. Dann ging es an die Sonntag-Schulaufgaben.

„Wir haben die zehn Gebote zu lernen und außerdem einen Vers, in welchem das Wort 'Liebe' vorkommt," erklärte Abraham Lincoln.

„Ist es das Gebot: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst'?"

„Muß man jedermann lieben, Papa?" fragte der andere Knabe.

„Gewiß, mein Sohn!"

„Thust du es, Papa?"

„Ich bemühe mich wenigstens, im Einklang mit diesem Gebot zu leben," antwortete Mr. Queer in sanftem Tone.

„Die Mama ist gut, und sie thut es nicht," wandte Abraham Lincoln ein. „Ich hörte gestern das Dienstmädchen zum Fleischerjungen sagen, du liebtest sie und küßtest ihr Antlitz, so oft du es heimlich könntest, die Mama aber wäre garstig zu ihr."

„Ich liebe die Mama; sie kocht besser als Andere," fügte sein Bruder hinzu.

Fabius Hannibal schenkte diesen Bemerkungen scheinbar keine Aufmerksamkeit, sondern ging auf die zehn Gebote über; er sagte dieselben herunter, bis er an das „du sollst nicht begehren" kam.

„Was ist ‚Begehren', Papa?" warf Abraham Lincoln ein.

„Begehren meint, man soll nicht Dinge verlangen, die anderen Leuten gehören," erwiderte der Vater.

„Jim Miller erzählte, sie würden heute zum Mittagbrot gefüllte junge Tauben haben; heißt es ‚Begehren', wenn ich wünschte, wir hätten auch welche gehabt?"

Ehe Mr. Queer noch antworten konnte, rief Jefferson Davis: „Ich wünschte, die Mama wäre zu Hause!“

„Ich auch!“ fiel Betsy Jane ein.

Ihr Vater stimmte aus vollem Herzen diesem Wunsch bei, ließ denselben jedoch nicht laut werden.

„Die Mama erzählt uns immer Geschichten,“ wiederholte Jefferson Davis; „vor nicht langer Zeit erzählte sie uns von einem Paar bösen Buben, die einem alten Mann ‚Kahlkopf‘ zugerufen hatten und dafür von Bären aufgefressen wurden. Waren diese Knaben nicht sehr schlecht, Papa?“

„Ja, mein Sohn!“

„Eines Tages sagte Jim Miller's Vater, du seiest ein ‚kahlköpfiger alter Sünder‘,“ berichtete Abraham Lincoln; „werden die Bären auch ihn fressen?“

„Ich hoffe, daß dies geschieht!“ rief Mr. Queer erregt.

Die Sonntagschul-Aufgaben waren durchgenommen, und die Zwillinge wollten jetzt „Eisenbahn“ spielen. Zu diesem Zweck rückten sie alle Stühle in eine Reihe hinter einander; Jefferson Davis war Lokomotivführer und stieß zur Nachahmung des Dampfes fortwährend „Chu, chu!“ aus, während sein Bruder den Kondukteur spielte und von Betsy Jane, dem einzigen Passagier nach San Francisco, das Billet verlangte.

Fabius Hannibal hatte sich inzwischen entschlossen, nach den Anstrengungen des Tages ein wenig der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Er entledigte sich des Rockes und der Weste, bekleidete statt dessen seinen Oberkörper mit einem

sehr schadhaften und schmutzigen, aber desto bequemeren alten Überzieher, der längst außer Gebrauch gesetzt war, und vertauschte die Stiefel gegen ein paar niedergetretene Morgenschuhe. Dann holte er ein Federkissen und eine Decke herbei und streckte sich, eine Cigarre zwischen den Lippen, auf dem Ruhesopha aus.

Doch nach kaum fünf Minuten ertönte die Glocke an der Hausthüre, und Mr. Queer ging, um zu öffnen. Zu seinem Erstaunen war die Einlaßbegehrende Mrs. Nancy Hawkins, der er, als sie noch Miß Nancy Wood gewesen, stark den Hof gemacht, welche er aber dann, nachdem er Dorothy kennen gelernt, nicht weiter beachtet hatte. Im Parlor war die Luft stickig, da dort an diesem Tage noch nicht gelüftet worden war, und es blieb ihm nichts übrig, als den Besuch ins Wohnzimmer zu führen.

Die Dame betrachtete mit Erstaunen die Erscheinung ihres früheren Verehrers und konnte ein leises, spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. „Ich wollte schon seit langer Zeit einmal vorsprechen, um zu sehen, wie es Ihrer lieben Frau und den Kindern geht,“ sagte sie.

Mr. Queer versuchte es, die augenblickliche Situation im Hause zu erklären, und er bat den Gast in seiner Verwirrung, Platz zu nehmen.

Aber da Mrs. Hawkins, wenn sie dieser Aufforderung hätte nachkommen wollen, sich entweder auf das noch mit dem Federkissen und der Decke belegte Ruhesopha hätte setzen oder in dem nach dem Westen gehenden Zuge würde haben niederlassen müssen, so lehnte sie dankend ab und versprach, ein anderes Mal wiederzukommen.

Die Zeit rückte vor, und Fabius Hannibal mußte ans Abendbrot denken; aber er wußte nicht, was er zubereiten sollte, und er begann nach den Vorräten im Speiseschrank zu sehen. Zu seiner Freude erblickte er einen Krug Milch, denn dies entriß ihn sofort aller Verlegenheit; er erinnerte sich, daß Milch alle Bestandteile enthalte, die zur Ernährung eines Menschen nötig seien. Würde ihm jedoch seine Frau zum Nachtessen Milch und Brot vorgesetzt haben, so würde er sich mit aller Macht dagegen gesträubt haben.

In diesem Augenblick kamen auch schon die Kinder in die Küche gelaufen und verlangten zu essen.

„Ja, meine Lieben," sagte der Vater, „wir werden schönes Brot und süße Milch zum Abendbrot haben."

„Ich mag nicht Brot und Milch!" rief Jefferson Davis; „ich möchte lieber Apfel-Pie und Buchweizen-Kuchen mit Honig."

„Aber Brot und Milch macht kleine Knaben wachsen und stark; willst du nicht groß und kräftig werden?"

„Nein, nein! Ich will, daß die Mama nach Hause komme und uns ein gutes Abendbrot gebe!"

Endlich bequemten sich die Kinder doch zu dem Brot und der Milch, da sie sahen, daß Widerspruch nutzlos war.

Aber da die Milch seit sechs Uhr früh, ohne gekocht worden zu sein, dagestanden hatte, war sie bereits sauer geworden, und Fabius Hannibal selbst entfernte dieselbe wieder vom Tisch, denn er hatte Angst, seine Sprößlinge könnten durch den Genuß krank werden. Statt Milch gab es nunmehr nur noch Wasser zum Butterbrote. Zur Entschädigung und um die Thränen, die in den Augen

der Kleinen standen, zurückzudrängen, erzählte er ihnen, daß es zum Frühstück schön gekochten Reis geben würde und daß die Chinesen dieses Gericht jeden Tag äßen; aber es wollte ihm nicht gelingen, bei seinen Zuhörern ein besonderes Verlangen nach dieser Speise zu erregen.

Unter großem Widerspruch und vielem Weinen wurden die Kinder endlich zu Bett gebracht, und auch Fabius Hannibal streckte sich auf sein Lager aus, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Kaum war er jedoch in Schlaf gesunken, als ihn schreckliche Träume verfolgten; es däuchte ihm, er wäre der Kaiser von Rußland und von den Nihilisten gefangen genommen worden, die ihn unter Androhung des sofortigen in die Luft-Sprengens mit Dynamit zwängen, innerhalb einer einzigen Stunde die Rationen für fünfzigtausend Mann zu kochen.

Am Morgen war seine erste Beschäftigung, Feuer zu machen und den den Kindern versprochenen Reis in einem Topf auf den Herd zu stellen; dann wusch und kleidete er seine Sprößlinge an.

Inzwischen hatte das Wasser im Kessel zu kochen begonnen, und Mr. Queer begab sich daran, den Kaffee zuzubereiten. Während er noch dieser Beschäftigung oblag, drang ihm aber der Geruch von anbrennendem Reis entgegen, und in der Hast, den Topf von der glühenden Platte zu entfernen, stieß er die Kaffeekanne um und verbrühte sich die Hand. Der Topf mit dem halb verbrannten Reis und die Kaffeekanne lagen friedlich neben einander am Boden.

Er ergriff rasch ein Handtuch, tauchte es in kaltes

Wasser und band es um die Wunde; dann warf er sich auf das Bett und schloß in seiner Verzweiflung die Augen. Er hatte die Empfindung, daß er, wenn er die Wirtschaft noch lange zu führen hätte, unfehlbar verrückt werden würde.

„Bist du krank, Papa?“ fragte ihn Abraham Lincoln im Tone des Mitgefühls.

„Ja, dein armer Vater ist sehr krank,“ anwortete Fabius Hannibal mit matter Stimme; „er wird nie wieder zu kochen im Stande sein.“

Im nächsten Moment ertönten Laute der höchsten Wonne aus dem Munde der beiden anderen Kinder, und als Mr. Queer die Augen öffnete, um nach der Ursache dieses Freudengeschrei's zu sehen, erblickte er seine Frau, die soeben, von der Tante zurückkehrend, ins Zimmer getreten war.

Dorothy erkannte die Lage der Dinge sofort; in aller Ruhe legte sie Hut und Shawl ab, verband ihres Gatten verbrühte Hand mit Leinöl und wusch und kämmte die Kinder noch einmal. Dann begab sie sich an die Zubereitung des Frühstücks, während sie gleichzeitig das Wohnzimmer und die Küche in Ordnung brachte.

Nach Verlauf einer Stunde saßen Alle im wieder anständig aussehenden Gemach um den Frühstückstisch und gaben sich mit Lust der Vertilgung der verschiedenen leckeren Speisen hin, welche vor ihnen dampften.

Von dem so billig eingekauften Weißbrot wurde nur ein geringer Teil in der Queer'schen Familie verbraucht; acht Stück erhielt Mrs. Dorothy's Waschfrau, welche ein Schweinchen mästete.

Fabius Hannibal kam gerade hinzu, als dieselbe das Brod, auf dessen vorteilhaften Einkauf er so stolz gewesen, forttrug, aber er that, als ob er nichts sähe. Er dachte überhaupt nicht mehr daran, seiner Frau irgend welche „Winke" in Bezug auf die Führung des Haushalts zu geben; der eine Tag des praktischen Wirtschaftsbetriebes hatte seine bisherigen Theorien zu stark erschüttert.



Blaubart.

Wie gefällt dir der Verlobte meiner Grace?" fragte im Flüstertone Mrs. Jane Murray ihre noch unverheiratete Schwester Cynthia, die sonst in Boston wohnte, nun aber seit zwei Tagen bei ihr zum Besuch weilte.

„O, meine Teure!" antwortete die alte Jungfer, „ich verabscheue ihn durchaus; er erinnert mich gar zu sehr an Blaubart!"

„Hilf Himmel!" schrie Jane, erschrocken zurückfahrend, auf. „Was für sonderbare Reden du führst!"

„Ich kann mir eben nicht helfen; in dem Moment, wo ich ihn zum ersten Mal zu Gesicht bekam, mußte ich an jenen schrecklichen Mann denken. Du weißt, daß Blaubarts Bart, wie schon der Name sagt, jenes seltene Schwarz hatte, das auch das Haar dieses Doktor Fenton zeigt, und ich wundere mich nur, weshalb er sich gerade eines solchen Haarfärbemittels bedient, denn daran zweifelst doch auch du nicht, daß die gleichmäßige Farbe seines Kopfhaars und Bartes eine künstliche ist?"

„Es fiel mir noch gar nicht ein, darüber nachzudenken; aber wenn es wirklich der Fall sein sollte, daß der Doktor

ein solches Hülfsmittel benützt, so kann ich ihn deshalb nicht tadeln. Ein Mann von vierzig Jahren darf noch die Eitelkeit besitzen, der Welt etwaige graue Haare verbergen zu wollen. Was würdest du wohl dazu sagen, wenn sich Jemand darüber aufhalten wollte, daß du dein dünnes Haar mit einem falschen Scheitel verdeckst?"

„Vielleicht würde ich nur lachen," entgegnete Miß Marsh; „aber wir sprechen nicht von mir, sondern von Blaubart. Nach meiner Meinung umschwebt den Mann ein düsteres Geheimnis; sage mir, ob er nicht ein Witwer ist?"

„In dieser Beziehung hast du das Richtige getroffen," gab Mrs. Murray mit Widerstreben zu.

„Ein oder zwei Mal?"

„Ich verstehe nicht, was du meinst."

„Du sollst mir sagen, wie oft er bereits verheiratet war," versetzte Cynthia.

„Zwei Mal; aber beide Ehen waren von sehr kurzer Dauer," erwiderte Jane.

„Ohne Zweifel! Hast du dich danach erkundigt, woran die armen Frauen gestorben sind?"

„Es würde mir nicht einfallen, derartige Fragen an Fenton zu richten," sagte Mrs. Murray, sich würdevoll aufrichtend.

„Ich hätte es gethan, wenn ich Grace's Mutter gewesen wäre!" sprach Miß Marsh in überlegenem Tone. „Aber die meisten Leute sind so froh, ihre erwachsenen Töchter los zu werden, daß sie sich nicht daran kehren, an wen sie dieselben verheiraten," fügte sie wegwerfend hinzu.

„Offen gestanden, wenn du mich nicht gefragt hättest, würde ich meine Meinung für mich behalten haben, so aber wiederhole ich, daß mir Blaubart — ich will sagen, Doctor Fenton aufs Äußerste mißfällt.“

„Bei mir ist gerade das Gegenteil der Fall“, versetzte die Schwester empfindlich; „ich finde ihn sehr nett und liebenswürdig. Du bist diesmal von einem ganz ungerechtfertigten Vorurteil befangen, Cynthia.“

„Gut, wir werden ja sehen, wer von uns Beiden Recht hat; die Zeit wird es uns lehren. Trotzdem muß ich dabei verharren, daß ich, falls ich eine Tochter hätte, die dieser Mann zum Weibe begehrte, ehe ich meine Einwilligung gäbe, wissen müßte, auf welche Weise seine beiden ersten Frauen aus dem Leben geschieden sind. Doch wozu all' mein Reden! Grace ist ja dein Kind und nicht das meine; lasse sie sein drittes Opfer werden, wenn es dir so gefällt!“

„Wie lächerlich!“ rief Mrs. Murray erregt. Nichts desto weniger fühlte sie sich während der folgenden Stunden sehr unbehaglich, denn sie hatte ungemein viel Respekt vor dem Scharfsinn ihrer Schwester, und sie wußte in der That nicht viel von dem Vorleben des Bräutigams ihrer Tochter.

Doktor Horace Fenton war erst vor einem Jahre aus der Ferne in die nicht große Universitäts-Stadt in Neuengland gezogen, in welcher er seit dieser Zeit als Professor der Medizin wirkte. Er hatte eine aus einer ganzen Reihe von Zimmern bestehende Dienstwohnung in einem der Universitäts-Gebäude inne, in dem sich außerdem noch

Hörsäle befanden, und er galt für einen gelehrten, in seinem Fach äußerst tüchtigen Mann, der schon ganz bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte.

Er mußte Vermögen besitzen, denn er hatte seiner zukünftigen Schwiegermutter mitgeteilt, daß er nicht auf ein Lehramt oder die Ausübung der ärztlichen Praxis angewiesen sei, und er hatte die Hoffnung ausgesprochen, Mrs. Murray werde nach der Hochzeit ihrer Tochter bei ihnen wohnen.

Als der Doktor an dem Abend, welcher der Unterredung der beiden Schwestern folgte, zu seiner Braut kam, fühlte deren Mutter Gewissensbisse wegen der Zweifel, denen sie sich eine Zeit lang infolge der Verdächtigungen Cynthia's hingegeben, und sie suchte dieselben durch eine verdoppelte Freundlichkeit, welche sie dem ernsten, ruhigen Mann bewies, zu betäuben.

Kurz bevor sich Fenton wieder verabschiedete, sagte er noch: „Morgen Nachmittag findet in der Universität eine sehr interessante Vorlesung über die Fortschritte der Frauen-Emanzipation statt, und ich darf mich wohl der angenehmen Hoffnung hingeben, Sie Alle dort zu sehen. Leider bin ich verhindert, Sie abzuholen; wenn Sie jedoch um zwei Uhr in meiner Wohnung sein wollen, werde ich sehr gute Sitzplätze für Sie reserviert haben."

„O, wir werden den Weg schon allein finden," versetzte Mrs. Murray lachend. „Meine Schwester Cynthia hat, so viel ich mich zu erinnern weiß, eine große Vorliebe für derartige Vorlesungen, und sie wird ohne Zweifel von der bevorstehenden sehr entzückt sein."

Die Sache war damit erledigt, und da sich der Doktor von seinem Sitz erhob, schlüpfte Grace leise aus dem Zimmer, um in der Vorhalle noch einige Augenblicke unbeachtet am Herzen ihres Bräutigams ruhen zu können.

„Ist er nicht äußerst liebenswürdig und zuvorkommend?" flüsterte Jane ihrer Schwester zu, nachdem sich kaum die Thüre hinter Fenton geschlossen hatte.

„Hm, ich denke, auch Blaubart war seinen Schwiegermüttern gegenüber sehr aufmerksam — vor der Hochzeit," entgegnete Miß Marsh spöttisch.

Am nächsten Tage gingen die drei Damen zur Vorlesung. Da sie aber sehr früh kamen, führte sie der Doktor nach einer herzlichen Begrüßung in seinen Parlor, ein hübsches Gemach, in welchem Fenton in Ermangelung eines Bibliothekzimmers in mehreren Schränken seine Bücher und sonstigen Sammlungen verwahrte.

„Ich hoffe, daß Sie die halbe Stunde, welche Sie hier zuzubringen haben werden, keine Langweile empfinden," sagte er; „ich kann leider Ihre Gesellschaft jetzt nicht genießen, da ich eine unvorhergesehene, dringende Abhaltung habe. Diese Schränke hier enthalten sehr interessante Mineralien und sonstige Merkwürdigkeiten, die des Anschauens würdig sind; ich werde Ihnen die Schlüssel geben." Dabei zog er aus der Tasche einen Reifen und versuchte, einen eigentümlich geformten Schlüssel von demselben abzunehmen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte.

Nachdem er sich eine Weile vergeblich abgequält hatte, gab er die Bemühung auf, und Mrs. Murray das ganze Bund überreichend, sprach er: „Meine Damen, öffnen Sie

nach Belieben die Schränke, mit Ausnahme dieses einen." Gleichzeitig wies er auf denselben. „Der Schlüssel, welchen ich abnehmen wollte, gehört zu ihm. Sie würden nicht viel Freude an dem Anblick des Inhalts dieses einen Schrankes haben; darum ist es am besten, wenn er geschlossen bleibt. Doch thun Sie, wie Sie wollen." Darauf verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

„Blaubart!" stieß im nächsten Moment Cynthia hervor, indem sie mit der Hand eine drohende Bewegung nach der Thüre machte, hinter welcher Fenton verschwunden war.

„Was meint die Tante damit, Mama?" fragte Grace verwundert.

„O, du kennst doch deine Tante," antwortete Mrs. Murray; „sie hat diesmal den sonderbaren Einfall, den teuren Doktor für einen Blaubart zu halten."

„Ist er es etwa nicht?" versetzte die alte Jungfer höhnisch; „hier ist die verschlossene Thüre, welche wir nicht öffnen sollen! Ach, meine Lieben, lasset Euch warnen! In diesem Schrank birgt sich das schreckliche Geheimnis aus Doktor Fenton's Leben. Auf welche Art sind seine beiden Frauen gestorben? frage ich noch einmal; wie könnt Ihr wissen, was er den Augen der Welt hinter dieser Thüre da, die geschlossen bleiben soll, versteckt?"

„Gott im Himmel! Tante, du bist wahnsinnig geworden!" rief das junge Mädchen erregt.

„Gewiß, so ist es!" sagte auch ihre Mutter, „und um dies zu beweisen, werde ich jetzt den Schrank öffnen. Ich will dich überführen, Cynthia, daß es hier keine Geheimnisse giebt."

„Du magst dabei sehr leicht die zwei ersten Opfer Deines zukünftigen Schwiegersohns in Alkohol aufbewahrt finden," entgegnete Miß Marsh ironisch.

„O, Mama!" rief Grace außer sich, „wie kannst du nur den Gedanken fassen, ein Behältnis zu öffnen, das Horace uns ausdrücklich gebeten hat, verschlossen zu lassen! Nicht um die Welt möchte ich es thun! Und, Tante," wandte sie sich an die alte Jungfer, „schämst du dich nicht, einen solchen Verdacht gegen meinen Verlobten auszusprechen?"

„Nein," erwiderte Cynthia spöttisch; „ich habe schon im Allgemeinen zu Witwern kein Vertrauen, und in diesem besondern Fall, wo es eine Thür giebt, welche wir nicht öffnen sollen — "

„Die ich aber öffnen werde!" fiel ihr Jane ins Wort.

„Nein, Mutter, dies darfst du nicht thun!" rief das junge Mädchen, mit Thränen in den Augen.

„Wie kannst du dir erlauben, in diesem befehlenden Tone zu mir zu sprechen?" wies Mrs. Murray die Tochter zurück: „ist dies respektvoll?"

„Respektvoll oder nicht, Mama, ich kann dich so etwas nicht thun lassen!" widersprach Grace. „Du wirst es nachträglich bedauern, wenn du nicht auf mich hörst!"

„Öffne die Thüre, Jane, wenn du Beweise dafür haben willst, daß der ganzen Sache ein großes Geheimnis zu Grunde liegt," warf Miß Marsh höhnisch ein. Sie schien zu befürchten, daß sich die Schwester sehr zur Unzeit ihrem Kinde gegenüber schwach zeigen könnte.

Sie erreichte auch ihren Zweck, denn Mrs. Murray schritt schnell an der Tochter vorüber und steckte, während

diese in Weinen ausbrach, den seltsam geformten Schlüssel in das Schloß des Schrankes.

Cynthia trat hinter die Schwester und blickte über deren Schulter hinweg auf die Thüre.

Im nächsten Moment stieß Jane einen lauten Schrei aus, und aus dem Munde der alten Jungfer ertönte ein ebensolcher als Echo. Vor ihnen standen zwei Gerippe, die zu irgend einer Zeit im Stande gewesen wären, eine nervöse Frau zu erschrecken, welche aber in diesem Augenblick den beiden Damen ein grenzenloses Grauen einflößten.

Miß Marsh gewann zuerst ihre Fassung wieder, und indem sie nach dem Schrank wies, sagte sie triumphierend: „Genau, wie ich es vorhergesagt habe! Blaubarts vollständiges Ebenbild! Hier stehen seine beiden Frauen!"

„Wir wollen nach Hause gehen!" rief Jane, noch ganz bleich und am ganzen Körper zitternd. „Komm, Grace! Vor welchem traurigen Geschick habe ich dich glücklicher Weise bewahrt!"

„Ich bin nur neugierig, welche von Beiden seine erste Frau war," meinte Cynthia, die alle Furcht überwunden zu haben schien; „ich denke, es war die größere. Auf welche Art er sie wohl umgebracht haben mag?" Dann stieß sie aber wieder einen Schrei aus und warf hastig die Thüre des Schranks zu, denn die Stubenthüre hatte sich geöffnet, und Doktor Fenton stand auf der Schwelle.

Eine Minute lang starrte Horace auf die erschrockenen Damen, dann trat er vor und reichte Mrs. Murray den Arm. „Es ist Zeit, daß Sie die Sitze im Saal einnehmen," sagte er dabei; „kommen Sie."

Doch Jane wich einen Schritt von ihm zurück und erwiderte: „Wir bitten Sie, uns zu entschuldigen, wenn wir anstatt der Vorlesung beizuwohnen, jetzt nach Hause gehen.“

„Ich verstehe Sie nicht, meine Teure,“ versetzte Fenton überrascht; „was ist vorgefallen?“

„Wir haben den uns verbotenen Schrank geöffnet,“ antwortete Miß Marsh statt ihrer Schwester.

„Ich habe es versucht, sie davon abzuhalten,“ sagte Grace schluchzend.

„Aber wir sahen Ihre beiden Frauen, Blaubart!“ rief Cynthia in boshaftem Tone. „Nun wissen wir, weshalb Sie uns ersuchten, diesen Schrank nicht zu öffnen, und wir werden dafür Sorge tragen, daß unser armes Mädchen nicht Ihr drittes Opfer wird! Ich für meine Person habe mich von Anfang an nicht in Ihnen getäuscht; ich erkannte Ihre Ähnlichkeit mit Blaubart sofort auf den ersten Blick!“

„Ich hatte bis jetzt noch nicht das Vergnügen, dem Ritter Blaubart zu begegnen, Miß Marsh,“ entgegnete Horace in ruhiger, kühler Weise, „somit kann ich auch nicht beurteilen, ob ich demselben gleiche oder nicht. Das Eine bin ich jedoch im Stande zu beweisen, daß die Gerippe in jenem Schrank nicht diejenigen meiner beiden verstorbenen Frauen sind.“ Darauf ging er zum Tisch und drückte auf die Glocke.

Wenige Minuten später trat ein schwarzer Diener ein.

„Moses,“ wandte sich der Doktor an ihn, „öffne den Schrank, in welchem sich die Gerippe befinden; diese Damen hier interessieren sich sehr für dieselben.“

Der Neger bewegte sich nur langsam, wie zögernd durchs Zimmer; dabei sprach er: „Verzeihen Sie mir, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß sich Frauen gewöhnlich vor denselben entsetzen."

„Bei den hier anwesenden Damen brauchst du dies nicht zu befürchten."

Moses öffnete den Schrank.

„Wie lange befinden sich diese beiden Skelette bereits in der Universität?" fragte ihn Fenton.

„Das eine fünfzehn oder zwanzig Jahre, das andere etwa zehn."

„Und was für Gerippe sind es?"

„Das kleinere stammt von einem der größten Paviane, die man je angetroffen hat, das größere von einem Gorilla-Affen," erwiderte der Diener.

„Ich danke dir für die Auskunft; du kannst dich nun wieder entfernen," sagte Horace.

Moses kam dieser Weisung sofort nach.

Nun wandte sich Fenton zu der alten Jungfer, die kerzengerade aufgerichtet dastand, und fragte dieselbe: „Glauben Sie noch immer, Miß Marsh, daß dies die Skelette meiner verstorbenen Frauen sind?"

Cynthia zögerte eine Weile mit der Antwort; dann versetzte sie: „Wenn sie es nicht sind, so hätten sie es doch sein können! Einem Witwer, und besonders, wenn derselbe bereits zweimal verheiratet war, darf man nie trauen!" fügte sie, auf die Schwester und Nichte blickend, hinzu.

Doch weder Grace noch deren Mutter schienen diese

Ansicht zu teilen. Die Erstere eilte auf ihren Verlobten zu, legte ihre Arme um seinen Hals und rief schluchzend: „Horace, ich habe nicht an den unsinnigen Verdacht der Tante geglaubt und dir stets unbedingt vertraut!“

Auch Mrs. Murray trat an ihn heran nnd sagte: „Doktor, verzeihen Sie mir den kurzen Zweifel an Ihnen, der nur durch die Einflüsterungen meiner sonst so klugen Schwester erregt worden ist.“

„Und ich, Herr Doktor Fenton, beglückwünsche Sie zu Ihrer Wahl einer so vertrauensseligen Frau und Schwiegermutter!“ rief Cynthia in höhnischem Tone. „Beide werden es einst noch sehr bereuen, meine Ratschläge außer Acht gelassen zu haben.“ Darauf rauschte sie mit stolz erhobenem Kopf zur Thüre hinaus.

Die beiden anderen Damen wollten ihr folgen, doch Fenton stellte es als Bedingung seiner Vergebung, daß sie jetzt mit ihm nach dem Saal gingen und, als ob nichts vorgefallen wäre, der Vorlesung beiwohnten.

Mrs. Murray und Grace erfüllten seinen Wunsch.

Als Mutter und Tochter gegen Abend nach Hause kamen, meldete ihnen die Dienerin, daß Miß Marsh bereits vor zwei Stunden, nachdem sie in größter Eile ihren Koffer gepackt hatte, abgereist war.

Mrs. Murray wurde durch diese Nachricht etwas betreten; doch Grace schlug vor Freude die Hände zusammen und rief: „Dies war das Vernünftigste, was Tante Cynthia nach dem heutigen Vorfall thun konnte; jetzt vermag Horace wieder ohne Scheu zu uns zu kommen!“

„Aber Kind, die Tante wird sehr böse auf uns sein!“

„Lasse sie, Mama!“ entgegnete das junge Mädchen. „Ich habe während des ganzen Nachmittags über das Geschehene nachgedacht und mir zu erklären gesucht, weshalb sie Fenton einen Blaubart nannte; und weißt du, zu welchem Ergebnis ich gekommen bin? Sie that es aus reinem Neid! Warum hat der Doktor nicht geahnt, daß es ein noch heiratslustiges altes Fräulein Marsh giebt und auf ihr Erscheinen hier am Orte gewartet, um sich mit ihr zu verloben?! In diesem Falle hätte er vorher nicht nur zwei, sondern ein halbes Dutzend Frauen gehabt haben dürfen, und er wäre doch kein Blaubart gewesen!“

„Du magst damit das Richtige getroffen haben,“ sagte Mrs. Murray nachdenklich. Dann fügte sie hinzu: „Ich muß dir noch mitteilen, daß ich, während du dich nach der Vorlesung eine Zeit lang mit deinen Freundinnen unterhieltest, dem Dokter habe versprechen müssen, Eure Hochzeit von heute in drei Wochen stattfinden zu lassen. Du kannst dies der Tante schreiben und sie zur Feier Deiner Vermählung einladen.

Leicht entzündlich.

Amanda Liebeskind war eine ehrsame deutsche Jungfrau von einunddreißig Jahren, mit einem sehr gefühlvollen Herzen, das bedauernswerter Weise von der männlichen Mitwelt nur nicht verstanden wurde. Vor etwa einem halben Decennium war sie, um der schrecklichen Ehelosigkeit zu entgehen, mit den schönsten Erwartungen nach Amerika herüber gekommen — bisher leider ohne Erfolg, trotzdem sie nach dem Tode eines Onkels unvermutet ein paar tausend Dollars geerbt hatte, die es ihr ermöglichten, wenn auch auf bescheidenem Fuße, so jedoch auskömmlich von den Zinsen des Kapitals zu leben. Indessen hatte sie ihre Hoffnungen noch nicht aufgegeben; sie wechselte gern ihr Heim, um den Bekanntenkreis zu vergrößern und vielleicht doch noch Einen zu finden, der ihre Vorzüge vor Anderen zu würdigen wüßte.

So hatte sie auch heute, beim Beginn des Monats Mai, wieder ein neues Quartier in der zweiten Etage in einem Hause auf der Ostseite bezogen, das um deswillen bei der Besichtigung einen so guten Eindruck auf sie gemacht hatte, weil es in demselben unleugbar nach Cigarren

geduftet und sie daraus gefolgert hatte, der letzte Bewohner dieser Räume sei ein Mann gewesen.

Jetzt am Spätabend, nachdem sie von einem mehrstündigen ersten Besuch bei ihrer Landlady in ihr Heim zurückgekehrt war, saß sie in dem nach der Straße zu gelegenen Zimmer und spielte mit ihrem Liebling Flor, einem Hündchen von unbestimmter Rasse, bis dieses unverkennbare Zeichen von Müdigkeit sehen ließ. Sie bettete ihn in seinem mit einem Federkissen gepolsterten Korbe und zog sich in das dicht nebenan liegende Kabinet zurück, um Toilette für die Nacht zu machen.

Einige Minuten später erschien sie wieder im Zimmer; sie hatte jetzt ein langes, am Fußboden schleppendes weißes Gewand angethan und ihr dunkles Haar unter einem weißen Häubchen geborgen, dessen breite, unter dem Kinn gebundene Bänder das Gesicht vollständig einrahmten. Man hätte in ihr ein Gespenst vermuten können, denn die Gestalt entbehrte jeder Fülle, wenn das Antlitz nicht eine zartrosa Färbung gezeigt hätte. Sie schritt zu den Fenstern, schloß die Riegel und ließ die Vorhänge herab; dann drehte sie langsam das Gaslicht herab, bis aus demselben ein ganz kleines blaues Flämmchen wurde.

Plötzlich stockte sie, ihre Hand ließ den Hahn fahren, und ihr Arm blieb eine Minute lang starr ausgestreckt; sie war sichtlich sehr erschrocken. Endlich löste sich diese Starrheit; über ihre erblaßten Lippen kam es mit einem erleichternden Seufzer: „Gut, daß ich mich noch rechtzeitig erinnert habe!“ und mit einer hastigen Bewegung drehte sie das Gas wieder auf, so daß der Raum im hellsten Lichte strahlte.

Da die zum Kabinet führende Verbindungsthüre offen stand, war das dort aufgeschlagene schneeige Lager ebenfalls voll beleuchtet. Vorsichtig ging jetzt Amanda auf dasselbe zu, kniete langsam vor ihm nieder und beugte ihren Oberkörper hinab, um unter die Bettstelle zu blicken. Warum sie dies that, hätte sie wohl nicht genügend erklären können; sie würde vielleicht geantwortet haben, daß sie es schon seit Jahren an jedem Abend gethan, um zu sehen, ob sich während ihrer Abwesenheit Niemand dort verborgen habe, trotzdem sie bisher noch nie etwas Verdächtiges entdeckt hatte.

Heute zum ersten Male war dies anders. Sie hatte kaum einen Blick unter das Lager geworfen, als sie wie elektrisiert auf ihre Füße sprang und ins Zimmer zurücklief, wo sie, am ganzen Körper zitternd, unter der Gasflamme stehen blieb, während ihre Augen starr auf die Bettstelle gerichtet waren. Es war auch gar zu schrecklich, was sie gesehen; unter ihrem jungfräulichen Lager war ein Hut — ein wirklicher hoher grauer Herrnhut, wie ihn die Wardpolitiker in Amerika zu tragen pflegen! Freilich, sie hatte nur den Hut gesehen, aber sie zweifelte keinen Moment, daß sich unter demselben der Kopf eines Mannes befand, der sich aus unlautern Absichten hier eingeschlichen und jetzt, wo er sich entdeckt sah, hervorkommen und, um sich zu retten, sie für immer stumm machen würde. Sie mußte sich retten!

Gedanke und That folgten einander wie Blitz und Donner. Sie riß die nach dem Korridor führende Thüre auf und stürmte, laut um Hülfe schreiend, hinaus.

„Was giebt's? Wo brennt's?" ließ sich im nächsten Moment die Stimme eines Mannes vernehmen, der eben die Treppe heraufgekommen.

„Hülfe — Hülfe! Retten Sie mich!" schrie das Fräulein und warf sich ihm in die Arme, während sämtliche Hausbewohner herzu strömten.

Es dauerte ziemlich lange, ehe die Umstehenden die Ursache von Miß Liebeskind's Schrecken erfuhren.

Die resolute Wirtin eilte nun in die Wohnung des Fräuleins und kehrte nach zwei Minuten mit dem verdächtigen Hute zurück, unter dem sich kein Mann befunden hatte. „Er ist der Ihrige, Mr. Bieler," sagte sie zu dem Herrn, welchem sich Amanda in die Arme geworfen; „das Mädchen hat jedenfalls vergessen, denselben in Ihr neues Quartier zu schaffen. — Mein liebes Fräulein, dieser Herr hat nämlich bis gestern in Ihren Zimmern gewohnt," wandte sie sich an ihre neue Mieterin.

Lachend ging die ganze Gesellschaft auseinander; nur Amanda zog sich etwas beschämt in ihre Gemächer zurück, während Mr. Bieler seinen grauen Cylinder nach oben trug.

Allwill Bieler war von Geburt ein Schwabe und bei einer der in New York erscheinenden deutschen Zeitungen als Redakteur angestellt. Er legte einen großen Wert auf seine äußere Erscheinung, glänzte und duftete von oben bis unten, zwängte seine stämmige, untersetzte Figur stets in Kleider von neuestem Schnitt und besaß jene harmlose Gefallsucht, welche im Grunde nur ein Mangel an Selbstbewußtsein oder eine übertriebene Hochachtung vor dem Ur-

teil der Welt ist. Sein Gesicht war nicht rot, aber rund und glänzend, das dunkle Haar sehr stark und der Schnurrbart von beträchtlicher Länge. Seine Augen waren hell und freundlich, und sein Lachen klang überaus herzlich und laut; er schien immer mit Arbeit überbürdet zu sein, war meist außer Atem und leicht erregt. Seiner Gutmütigkeit durfte man das Unglaublichste zumuten; man durfte von ihm verlangen, was man wollte, er war stets gefällig, zu jedem Opfer und Dienst bereit, und da er in einer großen Anzahl von Familien verkehrte, gab es für ihn immer eine ganze Menge zu thun.

Er stand schon in der Mitte der Dreißiger und hatte die feste Absicht zu heiraten; ja, er sehnte sich förmlich nach dem Augenblick, wo er seine langweilende Einsamkeit mit einer wonnesamen Zweisamkeit würde vertauschen können. Aber ein tückischer Zufall verhinderte immer, was er liebend geplant, und sein Herz war von einer solchen Empfänglichkeit dem zarten Geschlecht gegenüber, daß ein Eindruck immer wieder den andern verwischte. Er war bei den Damen entschieden beliebt, bei den alten noch mehr als bei den jungen, und man war so sehr daran gewöhnt, ihn an jedem Geburtstag strahlenden Antlitzes mit einem Bouquet erscheinen zu sehen, daß sein Fehlen wie eine Unmöglichkeit erschien. Er galt nicht gerade für allzu gefährlich, und die jungen Mädchen verkehrten mit ihm in so brüderlich vertrauter Weise, als sei er schon ein ganz ehrwürdiger Herr.

Allwill Bieler war nicht nur ein braver, tüchtiger Mensch, auf den sein Chef große Stücke hielt, sondern im

Grunde genommen auch eine gute Partie, und wenn die jungen Mädchen ihn trotz seiner Beflissenheit nicht immer für voll nehmen wollten, ja, ihn mitunter sogar etwas lächerlich fanden, so lag dies eben nur an ihrem kindischen Unverstand. Er selbst zweifelte an seinen Erfolgen nie, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er fast nie darüber nachdachte; er war so beschäftigt mit dem eigenen Gefühl, so erfüllt von den Bildern, welche in seinem Herzen um den Vorrang stritten, daß die Frage, ob er seinerseits gefallen habe, in seinem Geiste keinen Raum mehr fand.

So ging die Zeit dahin, und über der Anbetung der Vielen fand er die Eine nicht, die ihm zur Zweisamkeit so nötig war; er blieb unbeweibt und wurde darob von seinen Genossen, die ihn wegen seiner chronischen Herzentzündung oft auslachten, weidlich geneckt. Besonders Johann Dietrich, ein geborner Schweizer, der mit Eltern und Geschwistern die kleinere Republik drüben verlassen, um in der großen diesseits des Oceans eine neue Heimat zu finden, war grausam in seinem beißenden Spott und stellte die Langmut seines Kollegen Bieler auf harte Proben. Der Letztere schien aber in seiner Geduld unerschöpflich zu sein, und selbst die schärfsten Pfeile prallten an der Unverwundbarkeit des Glücklichen ab. Uebrigens besaß Dietrich im Grunde seines Herzens eine aufrichtige Zuneigung für Allwill, und wenn es galt, ihn gegen einen Angriff zu schützen, nahm er immer und überall seine Partei.

Sie arbeiteten an zwei verschiedenen Zeitungen, und der Zufall wollte es, daß Beiden für die alljährlich auf vierzehn Tage bemessenen Sommerferien von ihren Prin-

zipalen die gleiche Zeit angewiesen wurde. Vieler hatte dieselbe bisher stets in den nicht allzu weit entfernten Catskill Mountains zugebracht, während Dietrich das in Jersey gelegene elterliche Heim aufgesucht hatte, um sich von der Mama und den beiden um mehrere Jahre jüngeren Schwestern Mathilde und Nannie pflegen zu lassen. Endlich aber forderte Dietrich seinen älteren Freund auf, einmal von seiner Gewohnheit abzugehen und die Ferienzeit mit ihm bei seinen Eltern zu verleben.

Die Einladung wurde dankbar angenommen, und an einem schönen Augusttage fuhren die Beiden nach dem in der Nähe von Flemmington gelegenen Landsitz der Dietrich'schen Familie. Fröhlichen Antlitzes, wenn auch mit sinnendem Blick saß Vieler während der Eisenbahnfahrt da; er schaute schweigsam zum Fenster des Wagens hinaus auf die im Sonnenschein sich ausbreitende friedliche Landschaft, und nur manchmal legte sich auf sein Gesicht ein Zug von tiefem Ernst.

Seinem Begleiter fiel es endlich auf, und er zögerte nicht, sich nach der Ursache der sonderbaren Wandlung seines sonst so redseligen Kollegen zu erkundigen.

Zuerst wollte Allwill nicht mit der Sprache herauskommen, endlich aber bekannte er, daß er gestern einen bedeutsamen Schritt gethan habe, der geeignet sei, eine vollständige Wandlung in seinem Leben zu schaffen. Er erzählte, auf welch' eigentümliche Weise er vor etwas mehr als drei Monaten die Bekanntschaft Miß Amanda Liebeskind's gemacht, wie sie im Parlor ihrer gemeinsamen Landlady immer öfter zusammengetroffen und er an dem

zwar nicht mehr ganz jungen, aber dafür auch nicht unvermögenden Mädchen einen stets größeren Gefallen gefunden, bis er sich endlich entschlossen, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Sie habe sich freilich eine Bedenkzeit von zwei Wochen erbeten, um, wie sie erklärt, während seiner Abwesenheit von der City ihr Herz zu prüfen, aber er zweifele nicht, nach Ablauf dieser Frist ihr Jawort zu erhalten.

Um Dietrich's Lippen spielte ein ironisches Lächeln. Er glaubte nicht an diesen Erfolg seines Freundes und machte vor ihm kein Hehl daraus; er erklärte ihm, das Verlangen einer Bedenkzeit bedeute ein verschleiertes Nein, denn wenn sie für ihn zärtliche Gefühle hegte, würde sie ohne Weiteres an seine Brust gesunken sein.

Vieler wurde dadurch in seiner Überzeugung schwankend, und als die Beiden nach einer dreistündigen Fahrt am Ziel ihrer Reise anlangten, hatte er sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, wieder ein vollständig ungebundener Mann zu sein.

Mathilde und Nannie waren zur Zeit des Eintreffens der beiden Freunde nicht zu Hause, kamen jedoch zwei Stunden später, während Allwill mit Papa Dietrich einen Spaziergang durch die Felder machte, heim. Nach herzlicher Begrüßung des Bruders galt ihre erste Frage dem angekündigten Gaste, und sie verhehlten nicht, daß sie begierig seien, ihn kennen zu lernen.

Dietrich glaubte sich nun verpflichtet, seine Schwestern mit den Charaktereigentümlichkeiten seines Freundes bekannt zu machen. Er schilderte ihnen Allwill's allzu leicht entzündliches Herz dem weiblichen Geschlecht gegenüber,

und er warnte sie, etwaigen Liebesworten von dessen Seite Gehör zu schenken; derselbe sei bereits so gut wie verlobt und jedensfalls nicht mehr berechtigt, sein Herz beliebig zu verschenken.

Die beiden jungen Damen schienen über diese Warnung sehr entrüstet zu sein. Sie bedeckten das Antlitz mit den Händen und ließen schluchzende Töne hören; dann fragte die Ältere ihren Bruder, wofür er sie den eigentlich halte, daß er annehme, sie könnte sich ohne Weiteres in den ersten besten Mann verlieben, während die Jüngere ihm den Rat gab, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern. Als er aber, einem Zungenkampfe ausweichend, zum Rückzug blies und sich eiligst nach dem Garten entfernte, lachten sie lustig auf und verständigten sich in wenigen Minuten über einen Plan, die nächsten vierzehn Tage zu recht unterhaltenden zu gestalten. Keine von ihnen war eine Kokette, aber sie waren ein paar gesunde, lebenslustige Mädchen, die lachen wollten, und sie beschlossen, eine Posse zu inscenieren, an der die Liebe keinen Anteil haben sollte.

Kurz darauf kehrte Vieler mit dem alten Dietrich von dem Sparziergang zurück, und er wurde den beiden Mädchen vorgestellt.

Mathilde streckte ihm mit freundlichstem Lächeln zum Willkommen die Hand entgegen und sprach ihre Freude aus, den Freund ihres Bruders kennen zu lernen. Sie vermied jedoch, der Schwester ins Antlitz zu blicken, da sie befürchtete, deren lustig zwinkernde Augen könnten sie aus der Rolle fallen lassen. Dann trat Nannie vor; sie

sprach kein Wort, während sie ihre Hand in die des Gastes legte, aber sie sah ihn mit einem so leuchtenden Blicke an, daß ihm das Herz heftig zu pochen begann.

Beim Abendbrot saß Mathilde an Allwill's Seite und hielt ihn durch witzige Bemerkungen und liebenswürdiges Entgegenkommen gefangen, bis er die Augen auf die ihm gegenüber sitzende Nannie richtete, die ihn gerade in diesem Moment so eigentümlich ansah, daß ihm beinahe der Atem verging. Da aber ließ wieder die Erstere eine Äußerung fallen, die ihn zwang, sich ihr zuzuwenden, und er ward durch sie von Neuem gefesselt. Unzweifelhaft verstanden es die Mädchen brillant, sein Herz in Aufruhr zu versetzen, aber er kam gar nicht zu einem ruhigen Vergleich, welcher von Beiden der Vorzug gebühre; er befand sich wie im Traume.

Dieses Spiel wurde von den Mädchen mit großer Natürlichkeit und vielem Glück in den folgenden Tagen fortgesetzt, und Bieler's Ferien neigten sich ihrem Ende zu, ohne daß er zu einer Entscheidung gekommen wäre, welche von Beiden er mit seiner Hand beglücken sollte, denn darüber, daß Mathilde und Nannie nach derselben strebten, war er sich ganz klar. An Amanda Liebeskind dachte er kaum mehr, und wenn doch, so freute er sich, daß Dietrich ihm über die Bedeutung der von ihr geforderten Bedenkzeit rechtzeitig die Augen geöffnet hatte. Wie schrecklich wäre es gewesen, wenn er, bereits gebunden, sich hier die Eroberung einer der beiden Schönen hätte versagen müssen; die Qualen des Tantalus wären im Vergleich zu den seinen das reine Kinderspiel gewesen!

Als der Morgen des vorletzten der zum Aufenthalt bei Dietrichs bestimmten Tage angebrochen war, hatte er sich nach einer schlaflos verbrachten Nacht entschlossen, es dem Zufall zu überlassen, welcher der beiden jungen Damen er den Heiratsantrag machen sollte; aber einen solchen bei der ersten sich ihm bietenden Gelegenheit vom Stapel zu lassen, war er fest entschlossen.

Doch der Vormittag verging, ohne daß er die Schwestern, welche mit häuslichen Arbeiten überbürdet zu sein schienen, zu Gesicht bekommen hätte, und kurz nach dem Mittagbrot erschien eine Anzahl Freundinnen aus Flemmington zum Besuch. Je mehr die Zeit verrückte, ein desto tieferer Groll gegen das unholde Verhängnis bemächtigte sich seiner, und er war der Verzweiflung nahe. Da aber wollte ihm das Glück schließlich doch noch wohl.

Der Abend war außerordentlich warm; die ganze Gesellschaft ließ sich nach dem Nachtmahl auf der fast das ganze Haus umgebenden Veranda nieder, und der Zufall — oder war es Mathilde? — richtete es so ein, daß Bieler und Nannie etwas von den Anderen entfernt eine Gruppe für sich bildeten. Er zögerte denn auch nicht, seinen Entschluß sofort zur Ausführung zu bringen. Ganz nahe an das junge Mädchen heranrückend, begann er im Flüsterton: „Ach, Fräulein Nannie, wenn Sie wüßten, wie bezaubernd Sie, so vom Mondlicht voll übergossen, aussehen! Sie würden dann verstehen, wie mir ums Herz ist, und daß ich das Verlangen in mir aufsteigen fühle, immer in Ihrer Nähe zu weilen! Sie haben mich durch den ersten Blick bezaubert; ich liebe Sie wahnsinnig und bitte Sie um ihre —“

„Halt, Mr. Bieler!“ unterbrach ihn das Mädchen so laut, daß die Anderen es hören mußten.

Im nächsten Moment, noch ehe Eins von Beiden weiter sprechen konnte, stand Mathilde neben ihnen; sie verkündete, daß die ganze Gesellschaft den Beschluß gefaßt hätte, noch eine Mondscheinpromenade zu machen, und forderte sie zum Mitgehen auf. Nannie hatte sich beim Erscheinen der Schwester sofort erhoben und eilte jetzt hinweg; Allwill und Mathilde folgten ihr.

In dem Augenblick, wo die jungen Leute sich auf den Weg machten, teilte Papa Dietrich dem Freunde seines Sohnes mit, daß für ihn ein Brief eingetroffen sei, der oben in seinem Zimmer auf dem Tisch liege.

Bieler dachte nicht weiter darüber nach; wahrscheinlich war es eine gleichgültige Nachricht von einem Bekannten, die sein Interesse nicht weiter in Anspruch nehmen konnte. Viel wichtiger erschien ihm das Verhalten Nannie's; dieselbe war sichtlich froh gewesen, aus seiner Nähe zu kommen und hielt sich auch jetzt von ihm entfernt. Er hatte sich also in ihren Gefühlen für ihn getäuscht; sie dachte nicht daran, die Seine werden zu wollen!

Er war in Sinnen versunken ein wenig hinter den Anderen zurückgeblieben und hatte es nicht bemerkt, daß die beiden Schwestern ein paar Sekunden heimlich miteinander gezischelt. Plötzlich befand sich Mathilde neben ihm und nahm durch ihr Gebahren sein ganzes Sein gefangen. Jetzt mit einem Male wußte er es; er hatte sich vorhin getäuscht, Mathilde war es, der sein Herz gehörte! Und

warum sollte er nicht sie zu erringen suchen, da ihn die Andere doch nicht mochte? Die Zeit drängte zum Handeln, und so faßte er denn Mut, auch der älteren Schwester seine Liebe zu erklären und sie um ihre Hand zu bitten.

Zuerst lachte Mathilde ungläubig, dann aber schien sie bewegt zu werden; sie legte für einen Moment die Hände auf seine Schultern und gestattete ihm, sie zu umschlingen. Endlich, als die Übrigen, welche bereits den Rückweg eingeschlagen hatten, schon ziemlich dicht bei ihnen waren, gab sie ihm zu verstehen, er möge sich mit seinem Antrage an die Eltern wenden. Sie erfaßte darauf den Arm einer Freundin und ging mit dieser weiter; der an sie herantretenden Schwester drückte sie wie zur Verständigung die Hand.

Vieler war glücklich über seinen Erfolg; der Mond erschien ihm jetzt noch strahlender als vorher, und Mathilde's fröhliche Stimme klang ihm wie himmlische Musik in die Ohren.

Es war inzwischen ziemlich spät geworden, und als die Gesellschaft wieder vor der Dietrich'schen Besitzung anlangte, stand schon der Wagen vor dem Hause, welcher die zum Besuch anwesenden Mädchen nach Flemmington zurückbringen sollte. Es wurde nun schnell Abschied genommen, und nachdem die Gäste weggefahren, schickten sich auch die Zurückgebliebenen an, sich zur Nachtruhe nach ihren Zimmern zu begeben. Auch Allwill schritt ins Haus. Er überlegte eben, auf welche Weise er morgen um Mathilde bei ihren Eltern anhalten sollte, als er am Fuße der Treppe zur oberen Etage, in welcher sein Zimmer lag, auf Nannie

stieß, die scheu zu ihm aufblickend, ihm in scheinbar größter Verlegenheit zuflüsterte: „Ich — ich wollte es Ihnen noch heute sagen — ich fühle mich durch Ihren Antrag sehr geehrt — sprechen Sie morgen mit Vater und Mutter!“ Im nächsten Moment war sie hinweggehuscht, und Bieler stand, wie vom Schlage getroffen, starr da. Ein furchtbarer Schreck war ihm in die Glieder gefahren, und sein Haar sträubte sich bei dem Gedanken, in welch' schlimme Lage er sich durch seine Unvorsichtigkeit, seinen Leichtsinn gebracht; er hatte innerhalb einer Stunde zwei Mädchen die Hand zum Lebensbund angetragen, und dieselbe war von beiden acceptiert worden!

Endlich schreckte ihn ein Geräusch wie von nahenden leichten Schritten aus seiner Betäubung auf; möglicherweise war dies Mathilde, die da kam, aber da er ihr um keinen Preis jetzt begegnen mochte, flüchtete er sich nach seinem Zimmer, in dem bereits die Lampe brannte. Deren helles Licht ließ ganz deutlich den von Papa Dietrich erwähnten Brief sehen, und mechanisch nahm Allwill denselben zur Hand; ebenso mechanisch öffnete er ihn und blickte auf die ihm fremde Handschrift. Verständnislos überflog sein Auge die wenigen Zeilen, und erst, als er am Schlusse derselben den Namen Amanda Liebeskind in großen, deutlichen Buchstaben dastehen sah, erwachte sein Interesse; sorgfältig begann er jetzt zu lesen. Aber schon ein paar Sekunden später sank er völlig gebrochen auf einen Stuhl.

Es war gräßlich! Dietrich hatte sich und ihn getäuscht, als er behauptet hatte, die geforderte Bedenkzeit

bedeute ein Nein; hier in dem Schreiben stand es klar und deutlich, daß Amanda seine Hand annehme und sich freue, demnächst mit ihm den Verlobungskuß austauschen zu können! Jetzt hatten ihm drei Mädchen zugesagt, seine Frau werden zu wollen, und er war doch kein Mormone! Was sollte er thun, wie es anfangen, um aus dieser verwickelten Situation herauszukommen?!

Die halbe Nacht schritt er, nachdem er sich der Stiefel entledigt hatte, um nicht gehört zu werden, sinnend im Gemache auf und ab; er erwog alle Möglichkeiten, aber je länger er über seine fatale Lage nachdachte, desto dunkler erschien sie ihm. Ihm blieb nichts weiter als die Flucht; Mathilde und Nannie oder deren Eltern noch einmal vor die Augen zu treten, vermochte er doch nicht mehr! Ja, er wollte sofort das Haus heimlich verlassen uud auf der nächsten kleinen Eisenbahnstation den kurz nach vier Uhr nach New York durchfahrenden Zug abwarten; in welcher Weise dies von den Angehörigen seines Freundes und von diesem selbst beurteilt werden würde, konnte ihm zwar nicht gleichgültig sein, durfte ihn jedoch nicht in seinem Vorhaben stören.

Er legte ein paar an Dietrich gerichtete Zeilen, in denen er ihn bat, ihn nach der Rückkehr in die Stadt in seiner Wohnung aufzusuchen, auf den Tisch nieder; dann schlich er, die Handtasche mit seiner Wäsche in der einen, die Stiefel in der andern Hand tragend, die Treppe hinab, schloß vorsichtig die Hausthüre auf und lief, nachdem er seine Fußbekleidung angelegt hatte, als ob er verfolgt würde, dem Bahnhof zu.

Am Abend des dieser Nacht folgenden Tages trat Johann Dietrich, ohne anzuklopfen, mit einer ernsten, strengen Miene in die Wohnung Bieler's; er sah aus, als sei er gekommen, eine seinen Schwestern angethane Beleidigung zu rächen. Seinen Freund nur mit einem flüchtigen Blicke streifend, warf er ein geschlossenes Couvert auf den Tisch und rief in grollendem Tone: „Da lies; dann gieb mir eine Erklärung für deine unbegreifliche Handlungsweise!"

Allwill saß ganz gebrochen da; scheu blickte er zu dem vor ihm Stehenden auf, ergriff darauf das Couvert und öffnete es. Zwei Visitenkarten mit den Namen Mathilde und Nannie Dietrich fielen ihm entgegen; sie enthielten die gleichlautende Erklärung, daß, da das Gesetz es verbiete, daß sie gleichzeitig seine Frauen würden, sie beide auf seine Hand verzichten. Eine Weile starrte er verlegen vor sich hin, dann rief er: „Du — nur du bist schuld an der ganzen Verwickelung! Hättest du mich nicht zu überzeugen verstanden, daß Miß Liebeskind mich nicht möge, so wäre es mir nicht eingefallen, deinen Schwestern näher zu treten!"

„Aber liebtest du denn beide, um ihnen kurz hintereinander Heiratsanträge zu machen? Was dachtest du dir denn dabei?"

„Ich glaubte von Nannie zurückgewiesen zu sein, und als sich Mathilde dann an meiner Seite befand, dachte ich, sie wäre die Rechte, deren Hand ich mir nicht entgehen lassen dürfte. Sie gefielen mir beide außerordentlich gut, und ich schwankte die ganze Zeit über, welcher der Vorzug gebühre. Der prachtvolle Abend, der verführerische Mondschein, die elektrisierende Nähe dieser holden Geschöpfe — all' dies

verwirrte mich; erst nachdem das Unglück geschehen, kam ich zur Besinnung. Aber damit war des Unheils noch nicht genug. Als ich auf meinem Zimmer anlangte, fand ich ein Schreiben von Miß Liebeskind vor, in dem sie mir erklärte, daß sie meinen Antrag annehme! Nun blieb mir nichts übrig, als schleunige Flucht aus Eurem gastlichen Hause; vor Einer wenigstens wollte ich nicht als Verräter dastehen."

„So hast du dich also heute mit deiner Hausgenossin verlobt?" fragte Dietrich. „Dann wundere ich mich eigentlich, daß du, als ich kam, hier einsam auf deinem Zimmer hocktest, statt dich ihr zu widmen; sie dürfte dir dies nachtragen und später bitter entgelten lassen. Weiber sollen, wie man mir gesagt hat, in dieser Beziehung ein vortreffliches Gedächtnis haben."

Allwill knickte wieder zusammen, und erst nach einer Weile erwiderte er: „Warte ein wenig, und du wirst bald die Situation verstehen. Heute Vormittag gegen elf Uhr ließ ich bei Miß Liebeskind anfragen, ob ich ihr meine Aufwartung machen dürfte; sie ließ mir darauf sagen, sie fühle sich nicht ganz wohl, hoffe aber, mich um drei Uhr empfangen zu können. Um diese Zeit indessen kam das Hausmädchen mit Amanda's Hündchen auf dem Arm zu mir und teilte mir mit, das Fräulein könnte mich erst später bei sich sehen, ich sollte inzwischen die Freundlichkeit haben, Flor ein wenig spazieren zu führen. Angenehm war mir dieser Auftrag nicht, aber was thut man nicht einer Dame zuliebe! Ich machte mich also auf den Weg und Alles ging ganz gut, bis ich an einer Straßenecke mit den Töchtern

einer mir bekannten Familie zusammentraf. Natürlich mußte ich dieselben begrüßen; es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, und als sie sich entfernt hatten, war auch das Hündchen fort! Im Eifer des Gesprächs hatte ich nicht auf dasselbe geachtet. All' mein Suchen war vergebens, ich mußte endlich ohne meinen Schützling heimkehren und Miß Liebeskind, die mich bereits erwartet hatte, das Malheur bekennen. — Du lieber Gott! Hat dieses Mädchen ein Temperament — da kann Einem ja angst und bange werden! Die unsinnigsten Beschuldigungen warf sie mir an den Kopf; sie behauptete, mein Anblick mache sie krank. — Nun, ich mochte ihr denselben nicht aufdrängen und verließ sie schleunigst. Jetzt aber weiß ich nicht, ob ich ihr gegenüber gebunden bin oder nicht."

Dietrich, der die ganze Zeit über den Ernst, welcher ja ohnehin blos Maske gewesen, nur mühsam hatte bewahren können, brach jetzt, sich auf einen Stuhl werfend, in lautes Lachen aus, das erst durch ein Klopfen an der Thüre und den Eintritt des Hausmädchens unterbrochen wurde.

Die Letztere überreichte Vieler ein an ihn adressiertes Briefchen und entfernte sich bald wieder.

Allwill öffnete dasselbe und las laut:

„Werter Herr!

Wer nicht imstande ist, ein ihm anvertrautes Hündchen sicher durch ein paar Straßen zu führen, dürfte auch nicht fähig sein, ein schwaches Weib genügend zu beschützen; ich ziehe deshalb meine Einwilligung zu einer Verbinduug mit Ihnen hierdurch zurück. Ende dieses Monats werde ich dieses Haus verlassen, in dem mir so großes Leid geschehen; bis dahin werde ich Ihnen auszuweichen suchen. In der Hoffnung, Ihnen auch später nie wieder zu begegnen, verbleibe ich

Ihr ergebene

Amanda Liebeskind."

„Da hast du ja die Antwort auf die vorhin an dich selbst gerichtete Frage," meinte Dietrich. „Oder denkst du daran, eine Versöhnung anzustreben? Vielleicht —"

„Um Gottes willen!" fiel Bieler ihm ins Wort. „Eine Frau mit einer solchen Zungenfertigkeit würde mich ja unglücklich machen; das hielte ich nicht aus! In einem Jahre wäre ich ein toter Mann!" Er zitterte bei dem Gedanken, daß sein Friede, seine Ruhe durch eine solche Frau hätte gestört werden können.

Mehrere Jahre sind seitdem vergangen. Allwill Bieler sucht noch immer nach einer passenden Frau; die richtige hat sich jedoch bis jetzt nicht finden wollen, und er ist nach wie vor Junggeselle. Bei der starken Zersplitterung seiner Gefühle ist dies auch kein Wunder; augenblicklich gehört sein so leicht entzündliches Herz gleichzeitig sechs holden Gracien an, von denen die jüngste fast noch im Backfischalter steht, während die älteste schon seit ein paar Wochen sehnende Witwe ist. Aber nur Gott Amor weiß, ob eines dieser zarten Wesen Mrs. Allwill Bieler werden wird!

Nur keinen Pastor.

„Mattie! Mattie!“ ertönte eine laute rufende Stimme durch den Garten. „Mattie, hörst du mich nicht?“

Aber keine Antwort ließ sich vernehmen, obgleich die Inhaberin dieses Namens, ein braunhaariges, großes und schlank gewachsenes Mädchen von etwa achtzehn Jahren in nicht allzu weiter Entfernung auf einer niedrigen Bank, mit dem Rücken an einen weitästigen, schattenspendenden Baum gelehnt, dasaß. Sie war so sehr in die spannende Handlung eines Romans vertieft, daß sie weder Ohr noch Augen für die reelle Welt um sich her hatte.

Die Mutter der also Beschäftigten näherte sich inzwischen derselben und rief, als sie das weiße Kleid der Gesuchten durch das Gebüsch schimmern sah: „Mattie, du schreckliches Kind, hörst du mich denn nicht?“

Jetzt endlich blickte das Mädchen vom Buche auf und starrte, der Gegenwart noch immer ganz entrückt, die Herankommende mit ihren hellen grauen Augen verwirrt an, ohne Anstalten zu machen, sich von ihrem Sitz zu erheben.

„Kind, ich habe keine Geduld mehr mit dir!“ sagte Mrs. Lambert in scharfem Tone, als sie dicht vor der Tochter stand; dabei betrachtete sie dieselbe aber keineswegs unfreundlich.

Mattie strich das Haar, welches sie aufgelöst trug, aus dem Gesicht, legte das Buch zur Seite auf die Bank und antwortete, mit einem Lächeln um ihren kleinen, hübsch geformten Mund: „O, Mama, Geduld ist diejenige Eigenschaft, welche dir schon lange abhanden gekommen ist."

„Hast du denn bei dem vielen Lesen dieser verrückten Erzählungen noch ein Fünkchen gesunden Menschenverstandes übrig behalten?" versetzte Mrs. Mary etwas ärgerlich; „ich zweifle daran."

„Hm, ich glaube, daß gesunder Menschenverstand hier auf Erden viel seltener anzutreffen ist, als du anzunehmen scheinst. Komm, Mama, setze dich zu mir; es ist hier so köstlich kühl und schattig!"

„Nein; begleite mich sofort ins Haus, Mattie! Der Pastor ist zum Besuch da und fragte nach dir!"

Die hübsch geschwungenen Augenbrauen des jungen Mädchens zogen sich finster zusammen. „Ich kann mich unter diesen Umständen deinem Verlangen nicht fügen," entgegnete sie, „denn ich habe durchaus keine Neigung, ihn zu sehen."

„Mattie! Du sprichst von unserem Seelsorger!"

„Seelsorger hin oder her! Ich hasse alle Pastoren, Mama, und Ehrwürden Jonathan Spratt am allermeisten!" rief Miß Lambert erregt; „dieser kahlköpfige, alte Witwer, mit Töchtern, welche älter sind als ich, ist mir ein Gräuel!"

Mrs. Mary sah das Mädchen vorwurfsvoll an. „Mein Kind," erwiderte sie, „wenn dieser gute und fromme Herr dir die hohe Ehre erweist, dich zu seiner Frau zu begehren, so —"

„Ich habe jedoch nicht das allergeringste Verlangen, die Seine zu werden!“ fiel ihr Mattie ins Wort.

Mrs. Lambert blickte mit Bewunderung auf ihre Tochter, die ihr noch nie so schön erschienen war, wie in diesem Moment des heftigsten Widerstandes. „Aber, mein Liebling,“ sprach sie bittend, „bedenke, Mr. Spratt ist ein Pastor!“

„Mama,“ entgegnete das Mädchen in sehr entschiedenem Tone, „selbst wenn ich als alte Jungfer sterben sollte, einen Pastor heirate ich nie — hörst du — nie!“ Sie war schon früher von der Bank aufgesprungen und eilte jetzt, die alte Dame stehen lassend, noch tiefer in den großen Garten hinein.

„Sie ist sonst so folgsam und erfüllt jeden meiner Wünsche ohne eine Miene des Widerspruchs,“ kam es mit einem Seufzer über Mrs. Lambert's Lippen; „diesmal werde ich wohl nachgeben müssen. Aber um des Himmels willen, welche Entschuldigung bringe ich nur bei Mr. Spratt vor?“

Wenn Mattie auch in diesem Moment einen Sieg erfochten hatte, so war derselbe doch kein vollständiger, denn bereits am folgenden Tage nahm die Mutter wieder ihren Lieblingsplan auf. „Mein Kind,“ sagte sie im Laufe des Vormittags, „der Herr Pastor wird uns heute Abend wieder besuchen, um dich zu sehen.“

„Wozu giebt er sich denn erst diese Mühe?“ antwortete das junge Mädchen spöttisch; „weiß er etwa nicht, daß ich nicht mit ihm zusammentreffen mag?“

„Er wünscht, sich mit dir zu unterhalten.“

„Ich halte dies für sehr unnötig; will Mr. Spratt über Religion sprechen, so kann ich bei Bedürfnis genug davon in meinen alten Sonntag-Schul-Büchern finden, und beabsichtigt er, mir einen Heiratsantrag zu machen, so lasse ich den alten Narren stehen und entferne mich ohne ein Wort der Erwiderung."

Mrs. Lambert erhob sich sehr erregt von ihrem Sitze und rief: „Genug damit! Ich bestehe darauf, daß du den Pastor freundlich empfängst und behandelst! Weigerst du dich, meinem Befehl nachzukommen, so zwingst du mich zu Maßregeln, welche dir nicht lieb sein werden."

Mattie wußte aus Erfahrung, daß, wenn die Mutter in dieser Weise sprach, dieselbe Folgsamkeit unter allen Umständen zu erzwingen suchen würde; sie erwiderte kein Wort mehr, sondern beugte sich allem Anschein nach unter den unabänderlichen Willen derselben.

Der am vorigen Tage erfolgten Abmachung gemäß erschien Mr. Jonathan Spratt am Abend im Hause der Mrs. Lambert.

Nachdem die Dame den ehrwürdigen Herrn in ihrem bequemsten Wiegestuhl hatte Platz nehmen lassen, sie ihm in die eine Hand einen Palmblatt-Fächer gegeben und in die Nähe der anderen ein Glas Eiswasser zu seiner Bedienung gestellt hatte, ging sie ihre Tochter zu rufen. Doch alle ihre Bemühungen blieben vergeblich; Mattie war nirgends zu finden, und auf all' ihr Rufen erfolgte keine Antwort.

In dem Augenblick, als sie in den Garten eilen wollte, weil sie annahm, das Mädchen habe sich hinter irgend einem Strauch versteckt, wurde die Glocke an der Hausthüre in

Bewegung gesetzt, und sie begab sich dahin, um zu sehen, wer Einlaß begehre.

Es war ein kleiner Knabe, welcher Mrs. Lambert einen Brief überreichte.

Mrs. Mary erkannte sofort die Handschrift ihrer Tochter und riß in größter Hast das Couvert auf. Der Brief lautete:

„Innigst geliebte Mutter!

Sei nicht böse auf mich, daß ich mit dem Siebenuhr-Zuge nach Easton gefahren bin, um mich auf einige Wochen zu meiner Freundin Kate Beverley in Glendon zu begeben. Ich weiß, daß ich außer Stande gewesen sein würde, mich Mr. Spratt gegenüber zu benehmen, wie du es wünschest, und außerdem ist dir ja mein fester Entschluß bekannt, nie und unter keinen Umständen einen Pastor zu heiraten! Lebe wohl, teure Mutter, und behalte lieb

deine sonst ganz gehorsame Tochter

Mattie.“

Die Dame stand eine geraume Weile ganz erstarrt da; sie wußte nicht, was zu thun. Schließlich blieb ihr nichts anderes übrig, als dem Geistlichen dieses Schreiben zu zeigen und mit ihm zu beraten, welche Schritte sie gegen die ungehorsame Tochter unternehmen sollte.

Nach einer längeren Besprechung stimmten beide darin überein, daß vorläufig nichts geschehe, außer das eigenwillige Mädchen den selbst gewählten Weg gehen zu lassen.

„Vielleicht,“ sagte Jonathan Spratt, „wird sie, wenn sie erst wieder zu Hause ist, andern Sinnes werden.“

„Das ist möglich,“ stimmte Mrs. Lambert mit einem Seufzer bei; aber sie hegte nicht große Hoffnungen, daß

dem so sein würde, denn sie kannte ihr Töchterchen besser, als der alte Seelenhirt.

Im Laufe der folgenden Woche kam ein langer Brief von der Ausreißerin, in welchem sie der Mutter berichtete, wie köstlich sie sich in Gesellschaft ihrer Freundin und deren Schwester Maud unterhalte. Sie erwähnte außerdem eines jungen Herrn, eines Mr. Stephen Bedford aus New York, der bei Beverleys auf Besuch sei, und beschrieb sehr ausführlich die Ruderbootfahrten auf dem Lehigh-River und ein Pic-Nic im Walde, welche die jungen Damen in seiner Begleitung mitgemacht hatten; aber kein einziges Wort war zu finden, welches auf ihren alten Anbeter zu Hause Bezug gehabt hätte.

Die Dame überbrachte auch dieses Schreiben ihrem geistlichen Berater.

Jonathan Spratt schüttelte seinen kahlen Kopf, nachdem er von dem Inhalt des Briefes Kenntnis genommen. „Hm, hm," begann er dann hüstelnd, „die Anwesenheit dieses jungen New Yorkers in Glendon will mir nicht gefallen."

„Würden Sie mir den Rat geben, zu schreiben, daß meine Tochter sofort nach Hause komme?" fragte Mrs. Mary rasch.

„Nein," antwortete der Reverend, gedankenvoll sein Kinn reibend, „ich möchte Ihnen eine solche scharfe Maßregel nicht empfehlen. Warten Sie wenigstens damit noch ein wenig."

Jeder folgende Brief Mattie's enthielt jedoch immer mehr auf diesen Stephen Bedford Bezügliches, und schließlich schien derselbe der Angelpunkt, um welchen sich alle Gedanken des jungen Mädchens bewegten.

Mrs. Lambert wurde sehr unruhig, und eines Tages sagte sie zu ihrem Seelenhirten: „Morgen werde ich nach Glendon fahren und das Kind nach Hause holen.“

„Ja,“ stimmte Jonathan Spratt zu, „ich an Ihrer Stelle würde es thun.“

Am nächsten Tage packte die Dame gerade ihre Handtasche, als sich auf der Straße das Rollen eines Wagens vernehmen ließ, welcher bald darauf vor der Thür des Hauses anhielt. Im nächsten Moment ertönte auch schon ein fröhliches Lachen und die wohlbekannte Stimme Mattie's, die nach dem Dienstmädchen rief.

Mrs. Lambert atmete erleichtert auf; alle ihre Sorgen waren mit einem Schlage verschwunden, und sie eilte die Treppe hinab, um das geliebte Kind in die Arme zu schließen. Sie riß die Hausthüre auf und rief: „O mein Engel, da bist du ja! Ich dachte, du wolltest gar nicht wieder heimkommen, und Mr. Spratt —“

„Mama,“ fiel ihr jedoch das junge Mädchen schnell ins Wort und fügte, auf einen seitwärts stehenden Herrn weisend, hoch erglühend hinzu: „Dies ist Mr. Stephen Bedford.“

Die Dame verbeugte sich sehr steif; dabei erfaßte sie aber mit einem Blick das ganze Äußere des jungen Mannes, und sie fragte sich etwas mißlaunig, welches Recht der Nebenbuhler Jonathan's habe, so hübsch zu sein.

„Und, Mama,“ fuhr Mattie etwas zögernd fort, „ich denke, daß ich die Verpflichtung habe, dir auch sofort mitzuteilen, daß Mr. Bedford mir heute während der Fahrt hierher seine Hand angetragen hat und wir uns in Folge dessen mit einander verlobt haben. Teure Mama, ich liebe

ihn!" Ihre leuchtenden Augen und glühenden Wangen bezeugten die volle Wahrheit dieses Bekenntnisses.

Der scharfsichtige Großstädter sah, daß die Mutter seiner Braut durch deren Bericht unangenehm betroffen war, und er sagte, kaum daß sie das Empfangszimmer betreten hatten: „Mattie und ich sind zwar noch verhältnismäßig jung, trotzdem dürfen Sie uns ohne jede Sorge Ihren Segen geben; ich bekleide eine Stellung, die mich in den Stand setzt, meine Frau auf sehr anständigem Fuße zu erhalten. Ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen als Referenz für mich eine Anzahl angesehener New Yorker Herren nennen zu können, die mich ohne Zweifel beglückwünschen werden, daß Miß Mattie Lambert's Wahl auf mich gefallen ist."

Mrs. Mary zweifelte keinen Augenblick, daß ihr nichts übrig bleiben würde, als ihre Einwilligung zu der Heirat zu geben; aber was sollte unter diesen Umständen aus ihrer dem Reverend Jonathan Spratt gemachten Zusage werden? „Mattie," wandte sie sich an die Tochter, „du hast mir noch nicht mitgeteilt, was dieser Herr ist."

Das junge Mädchen blickte verwirrt auf. „Ich weiß es nicht," antwortete sie dann der Wahrheit gemäß; „es mag sonderbar erscheinen, ist aber trotzdem der Fall, daß ich nie danach gefragt habe."

Ein schalkhafter Zug legte sich nun um den Mund Mr. Bedford's; er unterdrückte denselben jedoch schnell und sagte, einen Schritt weiter vortretend, mit Würde: „Ich bin ein Geistlicher, Madam."

„Ein Geistlicher?" fragte Mrs. Lambert, mit einem spöttischen Blick auf ihre Tochter.

„Ein Pastor!“ stieß Mattie im höchsten Grade überrascht hervor.

„Da ich sofort nach meiner Ankunft in Glendon hörte, daß eine gewisse junge Dame ungemein gegen meinen Stand eingenommen war, dieselbe mir aber ausnehmend gut gefiel, nahm ich keine Veranlassung, es Jedermann ungefragt mitzuteilen, was ich sei,“ fuhr der junge Mann lächelnd fort; „ich gab mir jedoch keine besondere Mühe, es absichtlich zu verbergen. Beverleys kennen mich seit vielen Jahren; sie haben mich mehrfach predigen gehört, und ich wunderte mich oft, daß Miß Lambert im Dunkel erhalten wurde. — Mattie,“ wandte er sich dann direkt an seine Braut, „wenn du dich durch das, was du soeben gehört, veranlaßt sehen solltest, deine mir gegebene Zusage zu widerrufen, so steht dir dies frei; ich mag mein Glück nicht einem Betruge verdanken.“

Doch das junge Mädchen, statt ihr Wort zurückzunehmen und bei ihrem Ausspruch, „Nur keinen Pastor!“ zu verharren trat dicht an den Geliebten heran und sagte in nicht mißzuverstehender Weise: „Ich mag meine dir gegebene Zusage nicht widerrufen; ich wünsche nur, deine Frau zu werden!“

Mrs. Mary Lambert aber tröstete sich über das Scheitern ihrer Pläne um so leichter, als sich ja doch ihre Bestimmung, die Schwiegermutter eines Pastors zu werden, erfüllte.

Die böse Sieben.

„Ja, ja, es ist ganz unzweifelhaft, da ist ein Sturm im Anzuge, wie er in diesem Hause noch nicht erlebt worden ist; wenn ich mich nicht sehr täusche, ist Miß Betsy im Begriff, etwas Unrechtes zu thun," sprach kopfschüttelnd ein alter grauhaariger Mann in Dienerkleidung zu sich selbst, indem er auf den Fußspitzen in ein Zimmer trat und leise die Thür nach dem Korridor hinter sich schloß. „Mr. Humphrey sieht ganz bleich aus, und in diesem Falle, dies weiß ich aus Erfahrung, führt er auch aus, was er sagt. Ja, ja, ich bin sicher, daß es viel Ärger und Verdruß geben wird."

„Silas!" erscholl es in diesem Augenblicke durch die nur angelehnte Thür aus dem Nebenzimmer, „bist du bei Mrs. Thompson gewesen?"

Der Angerufene stellte schnell den Korb, welchen er in der Hand hielt, auf den im Zimmer stehenden Tisch und kratzte sich den Kopf. „Auf mein Wort, das habe ich wieder vergessen," murmelte er vor sich hin; dann seine Stimme erhebend, erwiderte er auf die an ihn gerichtete Frage: „Ich bin bis jetzt so beschäftigt gewesen, daß ich

noch keine Zeit gefunden habe, hinüberzugehen, aber ich will es sofort thun, Mrs. Dean.“ Darauf entfernte er sich eiligst.

„Dies war wieder einmal ganz der alte Silas,“ sagte Mrs. Harriet Dean lächelnd, denn sie hatte jedes Wort, das der Alte gesprochen, verstanden; „er sagt, wenn er es irgendwie ermöglichen kann, niemals die Wahrheit. Humphrey erklärt jedoch, daß er ihn trotzdem nicht missen möchte, da er treu wie Gold ist.“

Der alte Diener mochte mit seiner Behauptung, daß ein Sturm im Anzuge sei, recht haben. Dr. Humphrey Dean, sein Herr, saß um dieselbe Zeit in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, ohne sich jedoch mit dem vor ihm liegenden gelehrten Buche zu beschäftigen. Seine Augenbrauen waren ärgerlich zusammengezogen, und sein Blick haftete auf einem Punkt, als ob er über eine schwere Aufgabe nachdächte, die er nicht zu lösen im Stande wäre. Sein Antlitz klärte sich auch nicht auf, als sich seine Augen einem jungen Mädchen zuwandten, welches am Fenster stand und gleichmütig auf den Scheiben trommelte, während sie mit leiser Stimme dazu sang. Sie glich einem Bilde der Unschuld. Als sie sich einen Moment umwandte und die finstern Blicke des Dasitzenden sah, öffneten sich ihre roten Lippen zu einem belustigten Lächeln, und sie begann ihr Lied lauter ertönen zu lassen.

Doktor Dean, der dies sehr wohl bemerkte, biß an den Spitzen seines Schnurrbarts; er wußte, daß Betsy Nesbitt, sein Mündel, es heute darauf anlegte, ihn nach Möglichkeit zu quälen, und er wollte einen Streit vermei-

den. Er hatte bereits zwei Mal zu ihr gesprochen; sie aber hatte gethan, als ob sie ihn nicht gehört, und er zweifelte nicht, daß es ihm ein drittes Mal nicht besser ergehen würde. Auf ihren Gehorsam hatte er aber noch weniger zu rechnen, denn er hatte ihr bis dahin stets nachgegeben. Diesmal aber fühlte er, daß er auf seinem Willen beharren müsse, obgleich es für ihn schwer war, ihren Bitten und Schmeichelworten zu widerstehen. Er hatte oft gewünscht, er wäre älter, vielleicht hätte er dann mehr Einfluß auf das Mädchen gehabt; aber selbst jetzt war er erst fünfunddreißig Jahre alt, und schon seit zehn Jahren war er ihr Vormund.

Betsy hatte, als sie am letzten Weihnachten aus der Pension zu den Ferien nach Hause gekommen war, erklärt, daß sie nicht wieder zur Schule zurückzukehren beabsichtige, und sie hatte trotz anfänglichen, heftigen Widerspruches von Seiten Humphrey's und seiner Mutter ihren Willen durchgesetzt. Dies war der Anfang vieler kleinen Kämpfe gewesen, aus denen sie stets als Siegerin hervorgegangen.

Der Doktor schob das vor ihm liegende Buch weiter von sich und sagte in sehr ernstem Tone: „Betsy, wie soll dies enden? Willst du mir endlich gehorchen oder nicht?" Und nachdem er eine Minute vergeblich auf eine Antwort gewartet, fuhr er fort: „Ich bin bis jetzt zu nachsichtig gegen dich gewesen und habe allen deinen Wünschen nachgegeben, trotzdem meine bessere Einsicht mich sehr oft davon hätte zurückhalten sollen; aber ich dachte niemals daran, daß du mich betrügen würdest. Ich verbot dir gestern Abend, nach Farmingdale zu gehen, und durch einen reinen

Zufall erfahre ich heute Morgen, daß du dich zu diesem Zweck heimlich aus dem Hause geschlichen, nachdem du dich unter dem Vorwand, Kopfschmerzen zu haben, zeitig auf dein Zimmer zurückgezogen hattest."

„Funkle, funkle, kleiner Stern!" sang das junge Mädchen, ohne sich umzuwenden, laut.

„Ich kann diesmal nicht ein Auge zudrücken, wie ich es oft deinen kleinen Vergehen gegenüber gethan habe," schloß Doktor Dean seine Strafpredigt. „Bis jetzt habe ich dir vertraut; dies hat jedoch nunmehr aufgehört, und du magst dich nur immerhin darauf vorbereiten, nächste Woche in die Pensions-Anstalt zurückzukehren."

„Sprachst du zu mir, Vormund?" versetzte jetzt Betsy, sich umwendend und dem vor dem Schreibtisch Sitzenden mit einem unschuldigen Blick in's Gesicht sehend.

„Du weißt, daß ich es that," antwortete Humphrey ruhig, aber ernst.

„Gut; wenn du jetzt mit deiner Rede zu Ende bist, will ich mich entfernen, denn ich möchte noch vor dem Dunkelwerden eine angefangene Erzählung zu Ende lesen."

„Bedenke, daß ich im Ernst rede, Betsy, und das, was ich dir soeben gesagt, auch ausführen werde."

„Was ist denn eigentlich mit dir los, Vormund? du scheinst heute Nachmittag deine sonstige gute Laune ganz verloren zu haben. Schämst du dich nicht, deiner Gereiztheit an mir armem kleinen Mädchen Luft zu machen?"

Humphrey runzelte die Stirn.

„Doktor Dean," fuhr das Mädchen in neckendem Tone fort, „wissen Sie denn nicht, daß Sie weit besser aussehen,

wenn Sie freundlich sind! Was soll diese in Falten gelegte Stirn; so erscheinen Sie ja um viele Jahre älter! — Sei wieder gut, Vormund," fügte sie, seine Wangen streichelnd, hinzu, „und gieb dich nicht dem Jähzorn hin; die Leute werden dich nicht gern haben, wenn du dich nicht zu bezwingen lernst! Dies waren die Worte, welche du neulich mir gegenüber gebrauchtest, und du solltest doch nach deiner eigenen Anweisung handeln. Sieh, wie böse du gewesen bist, und ich habe dir auf deine Strafpredigt nicht ein Wort geantwortet! Ich —"

„Betsy!"

Das junge Mädchen fuhr von dem Ton, in welchem Dean dieses Wort hervorgestoßen, erschreckt einen Schritt zurück; bald aber faßte sie sich wieder und sagte: „Nun möchte ich aber wissen, was für einen Zweck dieses Vielwesenmachen über meine gestrige Entfernung hat? Ich that nichts Böses; ich traf nur mit Fred Manley zusammen und fuhr mit ihm zu seinen Cousinen nach Farmingdale. Wir wären auch viel früher wieder zurückgewesen, wenn die Deichsel des Wagens nicht gebrochen wäre. Ich denke, ich ward schon dadurch genug bestraft," fügte sie mit einem scheuen Blick auf den Vormund hinzu, „denn ich mußte warten, bis der Schaden wieder repariert war."

„Ja," versetzte der Doktor, „du hast dich dabei erkältet, und das Nächste wird sein, daß du krank wirst."

„Nein; ich war ganz warm, denn Fred hüllte mich in seinen Überrock."

Humphrey lächelte schwach und fühlte sich schon geneigt, wieder einmal Gnade für Recht ergehen zu lassen.

Betsy aber, welche den Wechsel in seinem Gesichtsausdruck bemerkte, gedachte die günstige Stimmung des Vormunds für sich auszunützen und sagte schnell: „Heute Abend fahre ich mit Fred Manley nach Hicksville, und ich wünsche dieserhalb nicht wieder gescholten zu werden; du magst mir deshalb nur sogleich die Erlaubnis zu der Fahrt geben, denn ich unternehme dieselbe unter allen Umständen.“ Dabei legte sie ihre Hände schmeichelnd auf seine Schulter

„Nein, du wirst zu Hause bleiben!“ entgegnete Dean, wieder ernst werdend.

„Zu Hause bleiben, wenn ich versprochen habe zu fahren? Nimmer!“

„Du mußt es!“ sprach der Doktor in entschiedenem Tone. „Die Angelegenheit ist erledigt.“ Und er zog das Buch wieder näher an sich heran.

„Du magst sagen, was du willst, ich fahre doch!“

„Ich werde dafür sorgen, daß dies nicht geschieht!“

„Doktor Dean, merken Sie wohl auf! Ich werde mich von Ihnen nicht zurückhalten lassen, nachdem Fred meine Zusage hat!“ rief Betsy mit flammenden Augen, während sie heftig mit einem Fuße auf den Boden trat.

„Dies ist für mich nur ein weiterer Grund, um mein Verbot aufrecht zu halten,“ erwiderte Humphrey. „Ich habe dir wiederholt erklärt, du solltest den Umgang mit Fred Manley aufgeben; er ist durchaus keine geeignete Gesellschaft für dich, denn er ist eine liederliche Pflanze. Eben deswegen, weil du meinen Wünschen keine Rechnung trägst, sollst du in die Pensions-Anstalt zurück; vielleicht verstehen sie es dort besser, deinen Eigensinn zu brechen.“

Einen Augenblick schwieg er still; dann versetzte er in mildem Ton: „Warum willst du es nicht versuchen, meinen Wünschen entgegenzukommen, Betsy?“

„Weil ich es nicht will!“ antwortete sie im Zorn. „Ich hasse Sie!“ rief sie, ihm einen wilden Blick zuwerfend; „ja, ich hasse Sie!“

„Betsy, dies läßt dich doch nur deine Erregung sprechen. Dieses Gefühl kennst du doch nicht mir gegenüber?“

„Ja, Haß ist es, was ich in meinem Innern für Sie hege — nichts anderes! Und Sie dürfen sich auch durchaus nicht einbilden, daß ich Ihren Befehlen Gehorsam leisten werde, nur weil ich Ihrer Obhut anvertraut worden bin! Sie — Sie —“ Und plötzlich brach sie in Schluchzen aus.

„Warum weinst du, mein Kind?“ fragte Humphrey erstaunt.

„Ich bin kein Kind mehr!“ rief das junge Mädchen heftig, „und ich bin es müde, wie ein Baby behandelt zu werden! Ich bin beinahe siebzehn Jahre alt.“

Doktor Dena lächelte, indem er auf ihr böses Gesicht blickte; bis jetzt hatte er in ihr noch immer ein kleines Mädchen gesehen.

„Ich bin Ihr Mündel, und weil ich keine andere Heimat habe, glauben Sie, Sie dürfen mich ganz nach Belieben tyrannisieren,“ fuhr Betsy noch immer sehr erregt fort; „aber ich will Ihnen den Beweis liefern, daß ich weder Ihre Schwester noch Ihre Frau bin und Ihnen deshalb zu gehorchen auch nicht nötig habe.“

„Betsy, mein Verbot, heute Abend auszugehen, ist nur

durch das Interesse für dein Wohl veranlaßt worden, nicht etwa, weil ich dich für meine Schwester oder meine Frau angesehen.“ Dean lächelte. „Ganz besonders der Gedanke, du könntest meine Gattin sein, ist mir nie gekommen! Wenn ich eine Frau hätte, würde ich sicherlich wünschen, sie wäre keine solche kleine —“ Er brach ab.

Die Augen des jungen Mädchens flammten. Beendigen Sie den Satz!“ rief sie; „was würden Sie wünschen, daß sie nicht sei?“

„Solch' eine kleine „böse Sieben“!“ sagte er langsam. Aber er bedauerte diese Worte gesprochen zu haben, kaum daß sie über seine Lippen gekommen waren.

Betsy starrte einen Augenblick wie versteinert auf sein Antlitz; dann stieg ihr das Blut zu Kopf, daß es sogar die Haut unter ihren Haaren dunkel färbte. Im nächsten Moment eilte sie aus dem Gemach, die Thüre hinter sich heftig zuschlagend. Als sie ihr Gemach erreichte, warf sie sich auf das Bett und schluchzte, bis sie vor Müdigkeit einschlief.

Es begann bereits zu dunkeln, als sie erwachte. In demselben Augenblick hörte sie die Stimme ihres Vormunds, der im Korridor zu dem alten Diener sprach.

„Silas,“ sagte Doktor Dean, „passe auf Miß Betsy auf und sorge dafür, daß sie heute Abend nicht mehr das Haus verläßt. Ich muß einen Kranken besuchen und kehre vielleicht erst sehr spät zurück.“

„Das kleine Fräulein wird noch die Schuld an Ihrem Tode tragen, Herr; sie ist so widerspenstig. Ich werde sie schon bewachen, und wenn ich mich auf die Schwelle

ihres Zimmers legen sollte; Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen dürfen."

„Ja, dies ist mir bekannt; aber soweit brauchst du die Überwachung nicht zu treiben. Im Übrigen glaube ich auch nicht, daß sie den Versuch machen wird, heute Abend noch fortzugehen."

Betsy hörte, wie sich hinter ihrem Vormund die Hausthür schloß und bald darauf der Wagen mit ihm fortrollte. „So, das ist Ihr Plan, Herr Doktor Dean!" kam es erregt über ihre Lippen; „aber Sie werden sich sehr getäuscht finden. Sie können ein Dutzend alte Männer anstellen, um mich zu bewachen, und ich werde trotz derselben den Weg aus diesem Hause finden!"

Sie schwieg ein paar Minuten, während deren sie düster vor sich zu Boden starrte. „Ich liebe ihn nicht, aber ich will es trotzdem thun! Wenn mein Leben dadurch ruiniert sein sollte, so mag Humphrey wissen, daß er es war, der mich in's Elend getrieben," flüsterte sie dann. „Ihm liegt nichts an mir, und ich werde froh sein, von ihm fortzukommen — ja, sehr froh!" Aber der Gedanke an künftiges Glück schien sie nicht glücklicher zu stimmen, denn plötzlich barg sie das Gesicht in beiden Händen und schluchzte bitterlich.

Ein Stunde später öffnete Betsy vorsichtig die Thür ihres Zimmers und lugte hinaus, ob der alte Silas wirklich vor ihrem Gemach Wache stände. Derselbe saß in der That auf einem Schemel da, war aber eingeschlummert und hatte keine Ahnung von der Gefahr, in die der Ruf seiner Verläßlichkeit kommen sollte. Das junge Mädchen

schlich sich an ihm vorbei die Treppe hinab und betrat auf einen Moment das Arbeitszimmer ihres Vormundes; dort legte sie ein Blatt Papier auf den Schreibtisch und verließ leise und ungehört das Haus.

„Betsy!“ flüsterte ein junger Mann und trat aus dem Schatten eines Baumes hervor; „ich dachte, du würdest nimmer kommen.“ Darauf zog er ihre Hand in seinen Arm und führte sie nach einem in der Nähe stehenden Schlitten. Während er sie hineinhob, sagte er: „Ich fürchtete schon, Doktor Dean hätte von unserem gestrigen Ausflug Kenntnis bekommen.“

„Ja, er hat es erfahren und war sehr böse. O, Fred, er sagt, ich müßte nächste Woche wieder in die Pension.“

Der junge Mann beugte sich über sie und schloß ihr den Mund mit einem Kuß; dann sprang auch er in den Schlitten, und während das Pferd anzog, fragte er: „Was beabsichtigst du zu thun, Liebchen?“

Betsy zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann erwiderte sie: „Ich werde dich, wie ich es dir gestern versprochen habe, noch heute Abend heiraten; dann kann er mich nicht mehr zur Schule zurücksenden.“

„Und du bist gern bereit, meine kleine Frau zu werden?“ versetzte Fred Manley, das zitternde Mädchen in seine Arme ziehend.

„Ich will irgend etwas lieber thun, als mich wieder auf die Schulbank zwingen lassen!“

„Selbst mich zum Manne nehmen?“ fragte er lachend. „Dies ist gut; wir werden, wie verabredet, nach Jamaica

fahren und uns noch heute Abend verheiraten. Dann werde ich meine kleine Frau nach Hause nehmen, und, Liebchen, ich weiß, daß wenn du mich auch jetzt noch nicht lieben solltest, du es binnen Kurzem thun wirst.“ Er küßte sie zärtlich. „O, Betsy, ich bin so glücklich! Ich habe trotz deiner gestrigen Zusage noch immer an der Ausführung deiner Entschlüsse gezweifelt.“

Etwa eine Viertelstunde fuhren sie dahin, ohne ein Wort zu sprechen; Beide hatten sich ihren Gedanken überlassen.

Anfangs waren diejenigen des jungen Mädchens erfüllt von Bitterkeit gegen ihren Vormund, und sie fühlte sich beinahe glücklich, als sie sich ausmalte, welche Überraschung sich seiner bemächtigen würde, sobald er ihre Flucht erfahre. Bald aber wandelte sich ihr Denken, und sie ward von einer plötzlichen Furcht erfaßt, daß der Schritt den sie gethan, von üblen Folgen für sie sein könnte. Wie dann, wenn die Schilderungen, die ihr der Doktor wiederholt über Fred Manley gemacht, auf Wahrheit beruhten? Und sie liebte den neben ihr Sitzenden nicht. O, wie sie wünschte, wieder zu Hause zu sein! Endlich sprach sie leise: „Fred!“

„Was willst du, Liebchen?“ fragte Manley.

„Wie lange haben wir noch zu fahren?“

„Etwa eine halbe Stunde. Bist du sehr müde?“

„Nein; aber, Fred, ich möchte nach Hause zurückkehren,“ kam es in ängstlichem Tone über Betsy's Lippen.

Der junge Mann ließ im höchsten Erstaunen die Hand, in der er die Zügel hielt, niedersinken. „Wie soll ich dies

verstehen?“ rief er, „ich denke, du willst mich heute Abend heiraten?“

„Nein, nein! Ich kann es nicht thun! Ich liebe dich nicht, und Doktor Dean würde es auch nicht gern sehen,“ antwortete sie kindlich unbefangen.

„Was ist denn weiter dabei, wenn er es nicht gern sieht? Ich glaubte, du seiest glücklich, von dem groben Patron fortzukommen.“

„Humphrey ist kein grober Patron!“ versetzte sie schnell und entschieden; „er ist mein bester Freund, und ich verbiete dir, in dieser Weise von ihm zu sprechen!“ Dabei tropften die Thränen aus ihren Augen.

„Dies Alles hättest du bedenken sollen, ehe du das Haus verließest, um mit mir zum Pastor zu fahren,“ sagte Manley ärgerlich. „Jetzt ist es zur Umkehr zu spät, Miß Nesbitt.“

Betsy blickte im höchsten Grade erschrocken auf. „Fred, ich bitte —“

„Du kannst das Weinen und Bitten nur ruhig unterlassen, es hat keinen Zweck,“ unterbrach er sie; „ich werde nicht zurückfahren!“ Er sprach in sehr entschiedenem Tone, aber bereits zeigten sich in seinem Antlitz die Vorboten seiner Nachgiebigkeit; er war noch zu jung, um bereits ein hartgesottener Bösewicht zu sein.

„Fred Manley, ich mag dich nicht heiraten! Hörst du?“ rief das Mädchen; „wende um und bringe mich nach Hause, oder ich schreie um Hülfe!“

„Wer wird dich hören?“

Betsy begriff die Wahrheit dieser Worte; die Straße

lag einsam da, und sie waren bis jetzt noch Niemanden begegnet.

„Ihr Weibsleute wißt nie, was Ihr wollt," fuhr der junge Mann fort. „Aber ich werde dich bei deiner Zusage festhalten, du mußt meine Frau werden!" Und er versuchte sie zu küssen.

Sie stieß ihn zurück und sprach schluchzend: „O, Fred, wenn du je etwas für mich gefühlt hast, bringe mich wieder nach Hause!"

Manley konnte sich des Mitleids für die neben ihm Sitzende nicht enthalten; einen Augenblick schwieg er gedankenvoll, dann erwiderte er: „Wenn ich dich zum Doktor zurückbringe, schickt er dich in die Pensionsanstalt."

„Ich mache mir nichts daraus, wenn ich dich nur nicht zu heiraten brauche."

„Du bist sehr höflich, das muß ich sagen," rief der junge Mann höhnisch. Er schwieg einen Moment und versetzte dann: „So, du magst mich also nicht heiraten? Lasse deine Angst fahren, Liebchen; ich bin nicht so grausam, wie du zu glauben scheinst. Ich sehe, daß ich kein geeigneter Lebensgefährte für dich bin, und ich werde dich dem Doktor zurückbringen, obgleich ich dich nur ungern aufgebe."

„Ich danke dir, Fred!" stieß Betsy mit einem Seufzer der Erleichterung hervor.

Der junge Mann wandte den Schlitten, und sie fuhren schweigend den Weg zurück, den sie gekommen, bis sie in der Nähe von Doktor Dean's Haus anlangten. „Ich werde hier anhalten," sagte Manley. Er hob seine Begleiterin heraus und begleitete sie bis an den Zaun.

Das Mädchen hatte schon lange aufgehört zu weinen. Jetzt reichte sie dem getäuschten Freier die Hand und sprach im Flüsterton: „Ich danke dir, Fred."

„Lebe wohl, Betsy," antwortete Manley traurig; „du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dich in Zukunft noch belästigen werde. Ich bin nicht böse auf dich und könnte es niemals sein. Gute Nacht!" Darauf machte er eine Verbeugung und schritt hinweg.

Etwa eine halbe Stunde vorher war Doktor Dean von seinem Krankenbesuche nach Hause zurückgekehrt. Sein Ärger war zwar verschwunden, aber seine sonstige gute Laune hatte sich noch nicht wieder eingestellt; er hatte plötzlich erkannt, daß sein Mündel kein Kind mehr war und daß er sie früher oder später verlieren würde. Dieser Gedanke schmerzte ihn, denn trotz aller ihrer Fehler liebte er das Mädchen mit der ganzen Innigkeit seines warmen Herzens.

Humphrey dachte, es sei eigentlich widersinnig, in seinem Alter ein Mädchen wie Betsy zu lieben, das noch ein halbes Kind war; wie würde sie lachen, wenn sie von seinen Gefühlen Kenntnis hätte! Und was würden seine Freunde dazu sagen, die ihn für einen ausgemachten alten Junggesellen hielten! Er hatte sein Geheimnis gut in seinem Innern bewahrt, sich jedoch der Hoffnung hingegeben, daß er mit der Zeit ihre Liebe gewinnen könnte; nun aber mußte er dieselbe fahren lassen, denn sie hatte ihm gesagt, sie hasse ihn, und er glaubte ihr.

In seinem Arbeitszimmer angelangt, in welchem die Lampe brannte, hatte er Betsy's Zuschrift auf dem Schreib-

tisch liegen sehen; er hatte das Blatt Papier ergriffen und schnell die wenigen Zeilen überflogen. Erschrocken war er zurückgefahren, und eine bis dahin ungekannte Schwäche hatte sich seiner bemächtigt; einen Moment lang bedeckte er seine Augen mit der einen Hand, während die andere mit dem Briefbogen schlaff zur Seite hing.

Dann aber raffte er sich wieder auf; es konnte nicht möglich sein, er mußte sich getäuscht haben. Er trat dicht an's Licht heran und las die Zuschrift noch einmal; aber, da stand wirklich: „Doktor Dean, da ich für Sie nichts als eine Last bin, will ich Sie von der Sorge um mich befreien. Ich werde unter keinen Umständen auf die Schulbank zurückkehren und deshalb noch heute Abend Fred Manley heiraten. Betsy Nesbitt.“

Eine geraume Weile stand Humphrey schweigend da, dann schraubte er das Licht der Lampe tiefer, so daß das Zimmer nur noch von einem matten Schein erhellt blieb. Darauf ließ er sich auf einen in der Ecke stehenden Wiegestuhl nieder, und Töne, die einem Schluchzen ähnlich waren, drangen aus seiner Brust hervor. „Närrisches Kind!“ rief er, „sich so wegzuwerfen! Aber teilweise trage ich die Schuld daran! Mein armes, kleines Mädchen!“ Und er versank in tiefes Sinnen.

Durch das leise Öffnen und Schließen der Hausthüre wurde der Doktor aus seinen Gedanken aufgescheucht.

Betsy hatte den Korridor betreten und blieb einen Moment vor der Thür zum Arbeitszimmer des Vormunds stehen. Wie, wenn derselbe ihre Zuschrift bereits gefunden und gelesen hatte? Aber nein, die Lampe brannte so matt;

der Doktor war von seinem Krankenbesuch noch nicht zurückgekehrt! Mit zitternder Hand drückte sie langsam die nur angelehnte Thür auf und ging schwankenden Schrittes sofort an den Schreibtisch — das Blatt Papier, welches sie auf denselben gelegt hatte, war verschwunden. Unschlüssig, was nun zu thun, blieb sie stehen.

„Betsy, was giebt's? fragte in diesem Augenblick Humphrey, indem er sich von dem Wiegestuhl erhob.

Das junge Mädchen zuckte erschrocken zusammen und stieß einen leisen Schrei aus. „Ich suchte etwas, das ich hier gelassen habe," stammelte sie hervor.

„Ist es etwa dies?" versetzte der Doktor, das Blatt Papier, welches er noch immer zwischen den Fingern hielt, emporhaltend.

Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und brach in Thränen aus.

„Betsy!" Humphrey's Stimme zitterte, als er seine Hand auf ihren Kopf legte. „Sage mir, Kind, bist du verheiratet?"

„Nein, nein! O, wie schlecht du nach Allem von mir denken mußt!" schluchzte das junge Mädchen.

„Warum bist du zurückgekommen? Sprich die Wahrheit, mein Kind!"

„Weil — weil — o, Vormund!" Und plötzlich erhob sie den Blick zu ihm.

Doktor Dean legte seinen Arm liebkosend um ihren Nacken; plötzlich war neue Hoffnung in sein gequältes Herz eingezogen. „Mein Liebling," sagte er dabei, sie ganz an sich heranziehend, „thatest du es meinetwegen? Ist zwischen dir und Manley alles zu Ende?"

„Ja," erwiderte sie kaum hörbar, „ich habe mit ihm für immer gebrochen."

Betsy, wußtest du denn nicht, daß ich dich schon seit langer Zeit liebe?" fragte Humphrey, zitternd vor der Entscheidung, die er heraufbeschwor. „Ich liebe dich mehr als mein eigenes Leben. O, mein teures Kind, könntest du lernen für einen alten Mann, wie mich, Neigung zu empfinden? Sprich, mein Liebling, fürchte dich nicht!"

„O, ich liebe dich ja schon lange," flüsterte das junge Mädchen, verschämt erglühend; „aber ich glaubte, du haßtest mich, und dies war es, was mich so widerspenstig machte."

„Mein kleines Liebchen — mein Weib!" rief Doktor Dean, sie an sein Herz ziehend.

Eine halbe Stunde später geleitete Humphrey seine geliebte Braut bis an ihr Zimmer. Es war nicht zu verwundern, daß sie die Treppe engumschlungen emporstiegen; solch' junge Liebe hat selten Maß. Plötzlich wurden sie durch eine Stimme, welche dicht vor ihnen erklang, mitten aus der Süßigkeit eines zärtlichen Kusses aufgeschreckt.

Es war der alte Silas, welcher noch immer auf seinem Schemel vor Betsy's Thür saß und sich, noch halb schlaftrunken, die Augen rieb, der da sagte: „Hm, hm, das ist doch sonderbar, träumte ich denn?"

Das Pärchen sah den Alten lächelnd an; Beide hatten vergessen, daß derselbe noch immer Wache saß.

„Sind Sie das, Mr. Humphrey und Miß Betsy?" fuhr Jener fort.

„Ja, Silas," antwortete der Doktor.

„Herr der Welt, wie ist das Hühnchen hier aus dem Zimmer geschlüpft? Ich habe doch die Thüre den ganzen Abend hindurch bewacht!“

„Wahrscheinlich mit geschlossenen Augen, wie, Schätzchen?“ wandte sich Dean an Betsy, welche sich zärtlich an ihn schmiegte.

Silas blickte die Beiden noch immer ganz verwundert an und fragte endlich: „Sagen Sie, Mr. Humphrey, ist das, was ich da sehe, von irgend welcher Bedeutung?“

Der Doktor blickte auf Betsy, ohne die Frage des alten Dieners zu beantworten.

„Bitte, Mr. Humphrey,“ fuhr dieser fort, „sagen Sie dem alten Mann, welcher Sie schon als Baby auf den Armen getragen hat, ob Sie sich mit Miß Betsy geeinigt haben einander zu heiraten, um die bisherigen ewigen Streitigkeiten das ganze Leben hindurch fortzusetzen?“

„Ja und nein, Silas,“ versetzte der Doktor; „wir heiraten, streiten werden wir jedoch nicht mehr miteinander. Aber nun gehe zu Bett, denn mir scheint, du bist nur halb wach.“

„Doktor Dean, schrecken Sie denn nicht davor zurück, eine solche kleine „böse Sieben“ zur Frau zu nehmen?“ sagte Betsy, nachdem sich der Diener entfernt hatte, in neckendem Tone.

Humphrey küßte den lachenden Mund, dann antwortete er: „Es war nicht recht von mir, dies Wort auszusprechen; aber wir wollen nicht mehr miteinander streiten. Jetzt dürftest du nicht mehr zur Schule zurück, selbst wenn du darauf beständest. Ich war diesmal entschlossen, mei-

nen Willen durchzusetzen, aber wie immer hast du dem deinigen zum Siege verholfen, du kleine —"

„Böse Sieben!" fiel ihm Betsy, laut auflachend, schnell in's Wort. „Halt! Blicke nicht so finster drein, ich will diese Worte nie wieder aussprechen."

Doktor Humphrey Dean und sein einstiges widerspruchsvolles Mündel sind eines der glücklichsten Ehepaare geworden. Streit hat es seit jenem Abend, wo sich ihre Herzen gefunden, zwischen Beiden nicht wieder gegeben. Im Scherz, aber mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit, der den Worten ihre wahre Bedeutung nimmt, nennt er sie jedoch noch jetzt manchmal: „Meine kleine „böse Sieben"."



Ein Zwillingsstreich.

Effie und ich sind Zwillinge, aber sie ist das Baby, den ich erblickte das Licht der Welt um volle dreißig Minuten früher. Oft habe ich mich gefragt, ob Zwillinge mehr zum Unfug aufgelegt sind als andere Menschen in demselben Alter, ohne indessen zu einer Entscheidung kommen zu können; nur darüber bin ich mir klar geworden, daß wir Beide es sind. Und ich vermag mir dies auch sehr gut zu erklären; sind doch in diesem Falle zwei Köpfe statt eines vorhanden, um Pläne zu ersinnen, und vier Hände statt zweier zur Ausführung derselben vorhanden.

Ich gebe willig zu, daß ich stets zu irgend einem Streich bereit bin; anerkennen muß ich jedoch, daß Effie mich bei Weitem übertrifft und sie ein größeres Erfindungstalent besitzt als ich. Ganz ohne Zweifel war sie es, welche die schlimmste Teufelei ersann, deren wir uns je schuldig gemacht haben.

Die einzige Schwester unserer Mutter, die Tante Priscilla, hatte einen Kourmacher, Namens Peter Blow, oder kurzweg „Pet", wie sie ihn immer anredete; sie hatte ihn sehr gern, und dies war kein Wunder, denn soweit ich mich erinnern kann, war er der Erste, welcher sich um ihre Gunst bewarb. Bruder Fred, der drei Jahre älter ist als ich und bereits das College in Easton besuchte, behauptete

zwar, es wäre ihm noch sehr gut erinnerlich, daß Doktor Millard einst ebenso häufig die Gesellschaft unserer Tante gesucht hätte, aber dies muß auf einem Irrtum beruhen, denn der Doktor war schon lange mit einer anderen Dame verheiratet und Vater von sechs goldlockigen Kindern; Tante Priscilla aber verabscheute Kinder ebenso wie Katzen.

Effie und ich wunderten uns eine lange Zeit über ihre Abneigung gegen beide Arten von lebenden Geschöpfen, bis wir nach einer langen, ausführlichen Aussprache miteinander zu dem Schluß kamen, das Erstere geschehe, weil wir Zwei nicht immer Muster der Artigkeit seien; der Grund für das Zweite läge darin, daß nach der allgemeinen Annahme Katzen die Lieblinge von alten Jungfern wären und sie nicht zu den letzteren gerechnet werden wollte. Freilich ihr Alter weigerte sie sich stets anzugeben; wenn wir sie danach fragten, nannte sie uns „boshafte Dinger“ und drohte, sich bei Mama über uns zu beschweren.

Mr. Blow war sehr redselig, und wer ihn hörte, mußte in den Glauben versetzt werden, einen Helden vor sich zu haben. Er hatte, nach seiner Behauptung, die ganzen Vereinigten Staaten bereist und sich lange im fernen, wilden Westen aufgehalten, wo ihm an jedem Tage zum mindesten ein lebensgefährliches Abenteuer passiert war, aus dem er wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel hervorgegangen; Kämpfe mit riesigen Bären und blutdürstigen Indianern hatten zu seinen täglichen kleinen Unterhaltungen gehört.

„Carrie,“ begann Effie eines Abends, nachdem uns Blow wieder durch seine Erzählungen gruselig gemacht

hatte und wir in unserem gemeinsamen Bette lagen, „ich glaube kein Wort von Pet's großartigen Geschichten! Sieht er mit seinen wässerigen Augen und dünnen Beinen wie ein Held aus?"

„Nein," erwiderte ich sofort, „eher scheint er mir das direkte Gegenteil eines solchen zu sein."

„Und doch hält Tante Priscilla jedes Wort, welches aus seinem Munde kommt, für lauterste Wahrheit!"

„Mir dünkt, alle jungen Damen glauben, was ihre Verehrer ihnen vorzuschwatzen für gut halten."

„Well, ich werde es nicht thun, wenn ich erwachsen bin," entgegnete Effie so engerisch, daß ich lachen mußte, „am wenigsten aber einem Manne wie Peter Blow. Er gleicht den Bildern von Buffalo Bill oder Texas Jack sehr wenig, wohl aber denen eines Feiglings, und ich bin überzeugt, er fällt in Ohnmacht, wenn ihn ein großer, starker Mann, wie beispielsweise Papa, mit einem Stirnrunzeln ansieht. Wenn ich nur irgend Etwas erdenken könnte, um ihn auf seinen Mut hin zu prüfen!"

Sie lag eine Weile mit über dem Kopf gefalteten Händen mäuschenstill da; dann schnellte sie plötzlich mit dem Oberkörper auf und begann lustig zu lachen. „Ich hab's!" rief sie endlich. „Carrie, erinnerst du dich noch jener schrecklich anzuschauenden, aus gelben Kürbissen geschnitzten Gebilde, die wir in Großvaters Garten sahen, als wir im letzten Herbst bei ihm auf Besuch waren?"

„Gewiß!" antwortete ich; „was soll's damit?"

„Warum sollten nicht auch wir im Stande sein, einen solchen „Lantern-Jack" aus einem der großen Kürbisse

draußen in Vaters Felde zu schnitzen und Pet damit zu erschrecken?"

„Daß wäre prächtig! Aber wo wollen wir ihn aufstellen?"

„O, irgendwo in der Nähe des Hauses! Papa fährt Freitag in die Stadt und kehrt erst am Sonntag zurück; am Samstag Abend kommt Mr. Blow ohne Zweifel, uns zu besuchen."

„Wie können wir es jedoch anstellen, ihm Furcht einzujagen und nicht gleichzeitig Mama und Tante tötlich zu erschrecken?" warf ich ein; „ein „Lantern Jack" ist schrecklich anzusehen, wenn man nicht weiß, was es ist!"

„Well, ich mache mir nichts daraus, die Tante ein wenig in Angst zu versetzen, denn sie hat es reichlich um uns verdient, und Mama ist nicht so furchtsamer Natur, um wegen einer Kürbisschale aus dem Häuschen zu geraten!" entgegnete Effie in festem Tone. „Mein Entschluß ist gefaßt, und ich führe ihn aus; es bleibt dir überlassen, ob du mir helfen willst oder nicht, denn schließlich kann ich es auch allein fertig bringen."

„O, ich bin jedenfalls dabei!" erwiderte ich; „wir werden einen köstlichen Spaß haben und den wahren Charakter des „teuren Pet" ausfinden!" Wir lagen noch lange wach, und als wir endlich einschliefen, war unser Plan auf's Eingehendste besprochen.

Am nächsten Tage sandte uns Mama auf's Feld, um Bohnen zu pflücken; nichts konnte uns gelegener kommen. Wir nahmen Messer mit und suchten draußen den größten Kürbis aus, den wir finden konnten; dann setzten wir uns

hin, um ihn für unsere Zwecke zurecht zu schnitzen. Als wir damit fertig waren, bot unser Machwerk selbst im hellen Tageslicht keinen anheimelnden Anblick, und wir blickten nur scheu auf dasselbe. Schließlich schleppten wir es heim und verbargen es in der Scheune.

Der Samstag Abend kam heran, und mit ihm stellte sich Mr. Blow bei uns ein. Nach dem Nachtessen gingen Tante Priscilla, ihr Verehrer und Mama in den Parlor, während Effie und ich noch den Tisch im Speisezimmer abräumten. Sobald wir damit fertig waren, schlichen wir uns aus dem Hause, holten eine vorher zurecht gestellte Kiste und die Kürbisschale herbei, in welcher wir inzwischen noch ein Stück Talglicht befestigt hatten, und stellten beides direkt einem der Parlorfenster gegenüber auf, an denen wir vorher sorgfältig die Vorhänge herabgelassen; außerdem war die Nacht stockfinster; und wir fürchteten nicht, gesehen zu werden. Effie zündete nun das Licht an, und wir traten ein paar Schritte zurück, um die Wirkung zu beobachten.

Ich werde dieselbe nie vergessen. Das gelbe fratzenhafte Gesicht bot im hellen Schein des aus den Augenhöhlen und dem mit langen Zähnen ausgestatteten weit geöffneten Munde dringenden Lichtes einen schauerlichen Anblick, der sogar uns Beide, die Veranstalter dieses Bildes, auf's Tiefste erschreckte. Wir standen vielleicht eine Minute zitternd da; dann erfaßten wir uns bei den Händen und stürmten wie im Wirbelwind in das Haus. Ganz außer Atem langten wir im Eßzimmer an, und wir mußten erst unser aufgeregtes Blut beruhigen, ehe wir uns nach dem

Parlor begaben. Indessen gelang uns dies ganz vortrefflich, und Niemand merkte uns etwas an, als wir zu den Anderen traten.

„Ihr kommt gerade recht, Kinder," begrüßte uns Mama; „wollt Ihr nicht Mr. Blow das neu eingeübte Duett vorsingen?"

Mama ist immer sehr höflich zu uns, aber wir wissen, daß ihre Bitten Befehle sind, gegen die es keinen Widerspruch giebt. Wir schritten also zu dem Piano.

„Ich fürchte nur, daß draußen inzwischen das Licht niederbrennt," flüßterte ich der Schwester zu.

„Das ist genau dasselbe, was ich soeben gedacht," gab Effie ebenso zurück; „aber was können wir dagegen thun?"

Da kam mir ein rettender Gedanke. „Es ist so warm hier, Mama," sagte ich laut; „darf ich nicht ein wenig das Fenster öffnen? Es ist draußen ganz windstill."

Die Angeredete nickte mir einwilligend zu, und Effie lief sofort an dasjenige Fenster, vor welchem in einiger Entfernung der „Lantern-Jack" stand. Sobald sie das Rouleau empor gezogen hatte, stieß sie einen Schrei aus und rief: „Hu, Mama! Was ist das? Komm, sieh einmal!"

Unsere Mutter begab sich sofort zum Fenster, warf einen Blick hinaus und trat überrascht einen Schritt zurück. „Bei Gott, das sieht erschrecklich aus!" kam es über ihre Lippen. „Was mag das wohl sein?"

Ich lief ganz selbstverständlich jetzt ebenfalls hin, stellte mich aber, als ob ich Furcht hätte, hinter Effie und wagte

es nur, über deren Schulter hinweg einen scheuen Blick hinaus zu werfen. „O! O! Wie gräßlich!“ schrie ich, dabei so schrill wie möglich.

Mama erfaßte und schüttelte mich ziemlich derb; dabei sagte sie verweisend: „Sei nicht närrisch, Carrie! Das ist nichts, um darüber zu erschrecken!“ Dann wandte sie sich an ihre Schwester: „Komm her, Priscilla, und sage mir, was du davon denkst.“

Die Tante erhob sich sofort, ging zum Fenster und stieß ein Geheul aus, als ob ihr Jemand an's Leben gehen wollte, während sie die Augen mit der Hand bedeckte. Ich hatte nichts Anderes von ihr erwartet, denn sie war von jeher feige. „O, Mr. Blow,“ bat sie dann, „kommen Sie schnell zu mir!“

Wenn auch zögernd, folgte er doch dem an ihn ergangenen Rufe und bewegte sich langsam vorwärts, bis er den „Lantern-Jack“ zu Gesicht bekam; da wechselte er mehrmals die Farbe und begann zu zittern, wie wenn er plötzlich von sehr heftigem Fieber befallen worden wäre. Seine Augen öffneten sich von Sekunde zu Sekunde weiter und weiter, und ich hatte das Gefühl, als ob er auf dem Sprunge stände, das Hasenpanier zu ergreifen. „W—a—s kann — das — sein?“ stammelte er, mit aufeinander klappernden Zähnen.

„Ich denke,“ erwiderte Mama, ihn erstaunt ansehend, „daß Jemand, der von der Abwesenheit meines Gatten Kenntnis hat, sich den schlechten Scherz erlaubte, uns durch die Aufstellung dieses gespenstischen Lichtes in Furcht zu versetzen. Sind Sie nicht derselben Ansicht, Mr. Blow?“ fügte sie gespannt hinzu.

„Ich — ich — weiß es — nicht. Vielleicht — haben Sie — recht, Mrs. Lawson; aber — aber —“

„Es muß etwas Derartiges sein,“ fuhr Mama fort, „und wenn Sie mit mir hinaus kommen wollen, können wir die Sache bald untersuchen.“

Der brave Peter wurde, wenn möglich, noch bleicher und stotterte: „Ich würde Sie gern begleiten, aber ich — das ist — o glauben Sie nicht, daß ich mich fürchte — nein, nein, das nicht! — Aber ich — da draußen mag etwas — ich meine, irgend Jemand sein — der — der — Schlimmes beabsichtigt.“

„Das ist unmöglich!“ entgegnete Mama, „wir haben, so viel ich weiß, keine Feinde; irgend ein Spaßvogel will sich auf unsere Kosten amüsieren. Wenn Sie mich nicht begleiten, werde ich allein hinaus gehen.“

„Nein, nein!“ schrieen Effie und ich gleichzeitig; „bleibe hier, wir fürchten uns so sehr!“ Dabei warfen wir uns gegenseitig verständnisvolle Blicke zu.

„O, Schwester!“ rief im nächsten Moment Tante Priscilla in schrillem Tone, „wie kannst du nur so wagehalsig sein! Ich vergehe vor Angst und scheue mich, einen Schritt zu thun. O, Mr. Blow, beschützen Sie uns! Uns Allen droht Verderben.“

„Mrs. Lawson, wo ist der Schlüssel zu dieser Thüre? Es ist wohl am besten, wenn dieselbe sofort verschlossen wird,“ ermannte sich endlich der tapfere Peter zu sagen.

„Ich sehe keine Notwendigkeit dafür,“ entgegnete Mama ruhig.

„Bitte, Mrs. Lawson, zweifeln Sie nicht an meinem

Verlangen, Sie und die Ihrigen in der Stunde der Gefahr zu beschützen! Wenn ich nur meine stets geladene Doppelflinte bei mir hätte, wollte ich unseren Feind gar bald zu Boden strecken," kam es über Mr. Blow's kreidebleiche Lippen.

„Papa's Büchse ist im Eßzimmer," warf ich ein.

„Aber zwischen hier und dort lauert vielleicht bereits der Böse!" versetzte der heldenhafte Mann schaudernd. „Ich habe einmal gehört, es bringe Unglück, auf Geister zu schießen, und ich fürchte, jenes schreckliche Licht ist nicht irdischer Art."

„Ja, ja, es ist ein Gespenst!" schrie Effie, während sie mich gleichzeitig so stark in den Arm kniff, daß ich ebenfalls schreien mußte.

„O, ich werde ohnmächtig!" stieß die Tante hervor.

„Priscilla!" rief Mama in sehr ungeduldigem Tone, „behalte doch deine Geistesgegenwart! Es ist wirklich lächerlich! Solch' ein kindisches Gebahren zweier erwachsenen Personen wegen eines immerhin schwachen Lichtscheines! Es ist eine Schande! Mr. Blow, was schlagen Sie vor, daß geschehen soll?"

„O, lassen Sie mich aus dem Spiel! Ich habe mit den Rothäuten gefochten, bin dem Panther in seinem Lager, dem Bären in seiner Höhle mutvoll entgegen getreten, aber niemals begegnete mir Etwas, das diesem Schreckhaften ähnlich gewesen wäre! Rechnen Sie nicht auf mich!"

„Well," sagte Mama, den Kopf schüttelnd, „das ist beinahe unglaublich! Ich werde mich nunmehr hinausbegeben, um des geheimnisvollen Rätsels Lösung zu suchen."

„Nein, nein, Mrs. Lawson, gehen Sie nicht! Es ist unmöglich, dem zu entrinnen, was uns die Vorsehung schickt."

„Glauben Sie wirklich, daß es ein Gespenst ist?" fragte Effie, indem sie sich den Anschein gab, als ob sie vor Furcht außer sich wäre und ich ihrem Beispiele getreulich folgte.

„Ich getraue mir nicht, diese Frage zu beantworten," entgegnete er, „aber ich höre eine schwache Stimme in mein Ohr flüstern: „Wage Dich nicht an mich heran; Du wärest sofort ein Kind des Todes!" Und ich muß derselben gehorchen, wenn ich auch von dieser Stunde an vor der ganzen Welt als elender Feigling dastehen sollte, denn ich weiß jetzt" — mit einem Blick auf Priscilla — „daß mir eine besondere Aufgabe hier auf Erden zu Teil geworden. Ich darf mich also nicht in der Blüte der Mannheit der drohenden Gefahr aussetzen, das Leben zu verlieren, das eigentlich nicht mehr mir gehört. O, wenn ich nur bewaffnet wäre!"

„Wollen Sie schießen, wenn ich das Gewehr hole?" versetzte ich mit lauerndem Blick.

„Ja, ich will es thun, falls die Damen es wünschen."

Ehe die Mama uns noch daran verhindern konnte, liefen Effie und ich aus dem Zimmer und kehrten nach wenigen Minuten mit der Waffe zurück, aus der, wie wir mit angesehen hatten, Papa vor seiner Abreise die Patrone entfernt hatte. „So, jetzt vertreiben Sie den Spuk!" meinte meine Schwester, ihm das Gewehr hinreichend.

Zögernd und ohne die Waffe zu erfassen, fragte Blow

mit bedenklicher Miene: „Ist sie auch geladen?“ Als er aber den entschieden mißbilligenden Ausdruck im Antlitz Mamas sah, aus dem er wohl schließen mochte, daß dieselbe das Abfeuern eines Schusses nicht zugeben würde, langte er, wenn auch noch immer etwas zaghaft nach der Büchse.

„Halt!“ rief aber in diesem Augenblicke Mama, „ich bin mit dem Schießen nicht einverstanden; Sie töten oder verwunden höchstens irgend ein Kind unserer Nachbarn.“

Priscilla sagte jedoch erregt: „Harriet, wie kannst du den Arm dieses braven Mannes aufhalten! — Achten Sie ihrer nicht, teurer Pet, sondern folgen Sie Ihrer Pflicht!“

„So soll es geschehen!“ antwortete er, sich etwas aufrichtend, „ich werde beweisen, daß ich kein Feigling bin.“ Dabei zitterte er aber so gewaltig, daß er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte und Gefahr lief, jeden Moment auf den vorher innegehabten Sitz zurückzusinken.

„Mr. Blow,“ stieß jetzt Mama, die ernstlich böse geworden war, hervor, „ich verbiete Ihnen, zu schießen! Stellen Sie das Gewehr sofort zur Seite! Sie zittern so, daß Sie mit demselben schließlich hier im Zimmer mehr Unglück anzurichten imstande sind, als draußen.“

In diesem Augenblick erlosch das Licht in dem „Lantern-Jack,“ und in dem durch das Fenster hinaus fallenden hellen Schein wurde die Kiste und die darauf gestellte, zu einer Fratze zurecht geschnitzte Kürbisschale deutlich sichtbar.

„Das Werk eines Kindes, wie ich ganz richtig annahm!“ meinte Mama, spöttisch lächelnd. „Ich bin froh, daß diese mehr als alberne Scene beendet ist!“

Mr. Blow und Priscilla heirateten wenige Wochen nach diesem „schrecklichen" Abend, wie die Beiden denselben immer noch nennen. Ich aber bin überzeugt, daß Effie und ich aus unserer Tante und ihrem Verehrer ein Ehepaar gemacht, denn der „mutige" Pet würde nie die Kourage besessen haben, die Erwählte seines Herzens um die Hand für's Leben zu bitten, wenn sie nicht in jenem denkwürdigen Moment in seine Arme gefallen wäre, und sich unter seinen Schutz gestellt hätte. Freilich, ich für meine Person würde lieber die Mutter von Dr. Millard's sechs goldlockigen Kindern sein, als die Frau eines so vollkommenen Feiglings wie Peter Blow!



Schlau erdacht.

„Nun, Edith, da bin ich; teile mir Deine Sorgen mit und sei meiner innigen Teilnahme gewiß."

„Wilkommen, Hannah! Wie froh bin ich, daß ich dich wieder hier habe!"

Die beiden jungen Mädchen, welche sich in dieser Weise in einer in Mount Vernon bei New York gelegenen Cottage begrüßten, waren Cousinen. Edith war das einzige Kind des sehr vermögenden Bankiers Philipp Beaver, Hannah dessen Nichte. Die Letztere war eine Waise, die in Boston lebte, aber sehr oft zum Besuch bei ihren Verwandten weilte.

Während die Angekommene ihre Umhüllungen ablegte, wurde der Theetisch servirt, und die Mädchen schwiegen, so lange der Diener sich im Zimmer befand.

„Ach, Hannah, wie glücklich du bist!" begann Miß Beaver, als sie wieder allein waren, von Neuem das Gespräch. „Du kannst frei wählen und wirst nicht von einem tyrannischen Vater zur Heirat mit Jemandem gezwungen, den du nicht leiden magst."

„So heirate ihn doch nicht!" entgegnete Hannah Strong. „Wenn ich einen Mann nicht lieb hätte, sollte mich Niemand auf Erden zwingen, ihn zu nehmen!"

„Du hast gut reden. Weißt du denn nicht, daß mein Vater ein Mann ist, der keinen Widerspruch duldet?“

„Liebe Edith! Ich bin von der Fahrt etwas erschöpft; bitte, gieb mir eine Tasse Thee und dann berichte mir ohne Umschweife, um was es sich handelt.“

Edith seufzte, während sie der Cousine die mit dem duftenden Getränk gefüllte Tasse reichte; sie selbst genoß nichts. Sich in ihrem Schaukelstuhl zurücklehnend, sagte sie: „Richard Compton hat, wie dir vielleicht bekannt ist, vor Jahren meinem Vater in einer geschäftlichen Krisis unschätzbare Dienste geleistet; seitdem sind Beide trotz des großen Unterschieds im Alter mit einander sehr befreundet, und dieser Freundschaft zu Liebe soll ich jetzt diesen Menschen heiraten! In wessen Kopf dieser Plan aufgetaucht ist, weiß ich nicht, denn daß Mr. Compton sich in mich verliebt hätte, kann ich absolut nicht annehmen, da er mich, trotzdem wir verlobt sind, bei seinen häufigen Besuchen nur wenig beachtet.“

„Wie seltsam!“ meinte Hannah kopfschüttelnd; „er muß aber doch merken, daß er dir gleichgültig ist.“

„Oh ja, das weiß er; trotzdem läßt er dieses Verhältnis bestehen und setzt seine Besuche hier fort. Wenn er mit mir spricht, bin ich stets kurz angebunden; fordert er mich zu einer Spazierfahrt auf, dann lehne ich ab — aber er bleibt stets unverändert höflich und kühl.“

„Kann dich Mr. Compton nicht dennoch lieb haben?“ fragte Miß Strong fast zaghaft.

„Wo denkst du hin! Er liebt höchstens das Geld meines Vaters!“

„Er ist, so viel ich weiß, selbst reich; da kann es ihm doch nicht darauf ankommen!“

„Vielleicht reizt ihn gerade meine Abneigung gegen ihn.“

„Dann weiß ich dir nur den einen Rat zu geben, daß du deinem Vater offen erklärst, du liebtest Mr. Compton nicht und würdest ihn unter keinen Umständen heiraten,“ versetzte Hannah ruhig; „du mußt nur in deinem Widerstande fest bleiben!“

„Ja, wenn ich das könnte!“ rief Edith unter Thränen; „wenn Papa heftig wird, so gerät er in fürchterliche Wut, und dann möchte ich mich vor Angst in ein Mauseloch verkriechen.“

„Mich sollte Niemand zu einem so wichtigen Schritte zwingen!“ sagte die Andere entschieden.

„Und wenn man dich einsperrte?“

„Oh, du bist köstlich! Leben wir denn im Mittelalter?“

„Spotte nur; ich weiß, daß Papa mich noch jederzeit unter seinen Willen gebeugt hat, und es wird ihm auch diesmal gelingen! Es wird mein und Fred's Tod sein!“

„Warum tritt denn dein Fred nicht offen und männlich vor deinen Vater hin und bittet um deine Hand?“ fragte Hannah.

„Weil ich ihn beschworen habe, es nicht zu thun; Papa in seiner maßloßen Heftigkeit wäre im Stande, ihn aus dem Hause zu werfen, und dann wäre alles verloren!“

„So gedenkst du dich also zu fügen und Mr. Compton zu heiraten?“ fragte Miß Strong gespannt.

„Was will ich denn machen? Ich schwaches Mädchen kann ja nicht anders!“

„Wann soll denn die Hochzeit stattfinden?"

„Zu Anfang März," lautete Edith's Antwort; sie seufzte dabei wiederum tief auf.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen in dem behaglich durchwärmten Gemach. Plötzlich schnellte Hannah von ihrem Sitz empor und rief lebhaft: „Edith, ich hab's! Ich helfe dir!"

Miß Beaver fuhr wie elektrisiert auf. „Sprichst du im Ernst?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Ja — das heißt, es ist ein ziemlich toller, gewagter Plan, aber —"

„O, je toller, desto besser, falls er nur Erfolg verspricht; du bist immer gescheidter gewesen als ich."

„Es ist eigentlich nicht meine eigene Idee," versetzte Miß Strong ablehnend; „ich sah im vorigen Winter in Boston ein Schauspiel, das eine ähnliche Situation, wie ich sie dir vorschlagen will, behandelte. Rücke näher zu mir heran; ich will dir meinen Plan mitteilen."

Eine lange, im Flüsterton geführte Unterhaltung folgte, während deren Edith's Gesichtszüge sich in auffallender Weise aufheiterten.

Hannah entging dies nicht. „So gefällt dir mein Plan?" fragte sie, als sie zu Ende war.

„Das will ich meinen! Freilich, Papa und Mr. Compton werden sehr zornig sein; für dich wird's besonders schlimm sein, denn —"

„Pah! Mache dir um mich keine Sorgen, liebes Kind!" unterbrach Hannah die Cousine; „ich will schon mit Beiden fertig werden.

„Wo nimmst du nur diesen Mut her?“ fragte Edith in offener Bewunderung; „ich an deiner Stelle stürbe vor Angst.“

„Und mir macht's Spaß, die Herren hinter's Licht zu führen! Hauptsächlich aber setze ich mich all' dem aus, weil ich weiß, daß mein Wagnis dein Glück, mein liebes Cousinchen, begründet; du warst mir stets so lieb wie eine Schwester, für dich hätte ich stets durch's Feuer gehen können.“

Als Mr. Beaver, wie dies täglich geschah, gegen Abend aus New York heimkehrte, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf den ihm entgegentretenden beiden reizenden Mädchen, die sich äußerlich in ebenso auffallender Weise glichen, wie sie innerlich verschieden waren. Beide konnten zu den Schönheiten gerechnet werden; sie hatten dunkelblaue, von langen schwarzen Wimpern beschattete Augen, hellblondes lockiges Haar und schlanke, biegsame Gestalten. Während aber Edith's Augen einen sanften Ausdruck hatten, saß der Schalk in Hannah's dunkelblauen Sternen. Dem Bankier war die Nichte, die zugleich sein Mündel war, fast sympathischer als die eigene Tochter, wenngleich er sich dies nicht zugestehen mochte.

Nach beendetem Dinner begaben sich die Mädchen nach dem Musikzimmer, um vierhändig zu spielen.

Eine halbe Stunde später wurden sie durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher den Besuch des Mr. Compton meldete und sie im Auftrage des Hausherrn aufforderte, möglichst bald in den Parlor zu kommen.

„Ich wollte, ich brauchte jetzt nicht mit ihm zusammenzutreffen!“ sagte Hannah.

„Du beabsichtigst doch etwa nicht, deinen Entschluß zu ändern?“ versetzte Edith erschrocken.

„Habe keine Angst, ich halte meine Zusage unter allen Umständen!“

Als die beiden Mädchen in den Parlor traten, begrüßte Mr. Compton seine Verlobte wie gewöhnlich mit kühler Förmlichkeit; an Hannah richtete er einige etwas wärmer klingende Worte und vertiefte sich hierauf in ein Gespräch mit dem Bankier. Niemand bemerkte es, daß der Besucher, sobald er sich unbeachtet sah, glühende Blicke auf Hannah warf. Nach etwa einer Stunde entfernte er sich.

Richard Compton erschien von diesem Tage an öfter, und zwar täglich im Hause seines älteren Freundes, und der Bankier bemerkte mit großer Genugthuung, daß seine Tochter ihrem Verlobten jetzt viel freundlicher als früher entgegenkam.

Es war etwa vierzehn Tage nach Hannah's Ankunft in Mount Vernon, als der Bankier durch den Besuch des jungen Rechtsanwalts Frederick Randal überrascht ward. Seine Überraschung war indessen noch größer, als der junge Advokat in aller Form um die Hand der Miß Strong anhielt. Fest davon überzeugt, daß Randal sich um die Hand seiner Tochter bewerbe, konnte der alte Herr es sich nicht versagen, ironisch zu bemerken: „Irren Sie sich nicht? Meinen Sie wirklich meine Nichte und Mündel Hannah?“

„Ganz recht, ich spreche von Miß Hannah, Ihrem Mündel,“ antwortete der Bewerber, sich verbeugend.

„Na, das verstehe ein Anderer!“ brummte der Bankier

in sich hinein; „hätte ich doch darauf schwören wollen, daß dieser Mensch meine Edith zur Frau haben will.“ Laut aber fragte er: „Weiß meine Nichte um den Zweck Ihres Besuches, Mr. Randal? Haben Sie Hannah's Jawort bereits erhalten?“

„Jawohl, vorbehaltlich Ihrer Zustimmung.“

„In der That, das nimmt mich Wunder, Mr. Randal. Nicht daß ich gegen Ihre Persönlichkeit etwas einzuwenden hätte,“ beeilte sich der alte Herr beizufügen, als er gewahrte, daß der junge Mann, ob der wenig schmeichelhaften Äußerung errötete; „Ihre Familie ist mir bekannt, und Sie können es ja auch als Advokat noch zu etwas bringen. Aber ich möchte doch erst mit meiner Nichte sprechen. Sie sind noch sehr jung, Mr. Randal, und —“

„Trotz meiner Jugend weiß ich sehr genau, was ich will, Mr. Beaver!“ fiel der Rechtsanwalt ihm mit unverkennbarer Entschiedenheit in's Wort.

„Um so besser für Sie! Als Hannah's Vormund muß ich indes meine Entscheidung hinausschieben, bis ich mit ihr gesprochen habe, und so bitte ich Sie, meine Antwort morgen holen zu wollen.“

Der Bewerber entfernte sich.

„O, Hannah, wenn du nur deine Rolle gut spielen wolltest!“ rief Edith erregt, als sie erfuhr, daß Randal bei ihrem Vater gewesen war und der Letztere seine Nichte zu einer Unterredung nach seinem Privatzimmer hatte bitten lassen.

Miß Strong folgte sofort dem Rufe ihres Vormundes. Sie kehrte erst nach Verlauf von etwa einer halben Stunde

zur Cousine zurück, die in fieberhafter Aufregung die Sekunden gezählt hatte, bis die Freundin wieder eintrat. „Es ist alles gut gegangen, Edith," berichtete sie; „wie du siehst, hat mir Onkel Philipp, vor dessen Zorn du dich so sehr fürchtest, den Kopf nicht abgerissen."

„Wie du nur in einer so wichtigen Angelegenheit zu scherzen vermagst, Hannah! Man sieht, daß du die Liebe noch nicht kennst," meinte Edith.

„Na, für dich ist's entschieden ein Glück, daß mein Herz noch frei ist," entgegnete die Andere, spöttig lachend; dann fügte sie ernst hinzu: „Wenn ich mir's überlege, ist's eigentlich sündhaft, mit einer Lüge vor den Altar zu treten."

„Ah, das Ganze ist ja deinerseits nur Formsache, und du sollst sehen, es geht alles besser, als wir denken."

„Wir wollen's hoffen," versetzte Miß Strong in ernstem, nachdenklichem Tone, und als jetzt die Tischglocke erklang, begaben sich Beide in das Speisezimmer, woselbst es allerdings heute ungewöhnlich still zuging. Alle schienen zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt zu sein, um noch etwas zur Unterhaltung der Anderen übrig zu haben.

Am nächsten Tage erschien Mr. Randal wiederum in der Cottage des Mr. Beaver; er erhielt das Jawort, und die Verlobung Hannah's mit Fred fand statt.

Der Bankier, der allen Gefühlsausbrüchen feind war, wußte es dem neuen Brautpaar Dank, daß es sich in seiner Gegenwart aller Zärtlichkeiten enthielt.

An diesem Abend wurde auch festgesetzt, daß die Hochzeit seiner Tochter und die seiner Nichte an demselben Tage stattfinden sollten, und zwar am ersten März.

An dem Tage, an dem die Freundinnen getraut werden sollten, herrschte ein sehr unangenehmes Wetter. Ein scharfer, häßlicher Nordostwind ließ die Aussicht auf die Fahrt zur Kirche nicht gerade verlockend erscheinen; ab und zu fielen Schneeflocken und sogar Eiskörner vom Himmel.

Mr. Beaver freute sich der Doppelhochzeit, wenngleich er im Stillen Frederick Randal nicht leiden mochte. Doch das war ja Hannah's Sache! Er wußte, die Mädchen würden wunderschön aussehen, und das erfüllte ihn mit stolzer Genugthuung.

Die beiden Bräute waren ganz gleich in weißen Atlas gekleidet; auch die Kränze und die Bouquets mit den stark duftenden Orangenblüten waren gleichartig gebunden. Beide sahen reizend aus.

„Warum habt Ihr Euch so dichte Schleier gewählt?“ bemerkte die eine der Brautjungfern halb mißbilligend, während sie das Gewebe über Edith's goldglänzenden Scheitel warf und die einzelnen Falten zu ordnen begann; „man vermag ja kaum einen Zug des Gesichts zu erkennen. Und dies hat ja Keine von Euch nötig.“

„Wir nahmen die Schleier so dicht,“ erwiderte Hannah, während sie die Handschuhe anzog, „damit dieselben unsere möglicher Weise blaugefrorenen Nasen verhüllen.“

„Na, da müßt Ihr einen guten Wetterpropheten zu Rate gezogen haben,“ meinte die Brautjungfer lächelnd; „dieser Zweck ist vollständig erreicht, denn man sieht überhaupt nichts von Euren Nasen.“

„Um so besser!“ erklärte Edith gelassen.

Die Bräute fuhren mit Mr. Beaver, der sie ja Beide

„weggeben“ sollte, in einem Wagen zur Kirche. Stolz, mit hocherhobenem Haupte schritt er mit den beiden Grazien durch das Gotteshaus.

Vor dem Altar nahmen Compton und Randal je eine schlanke, bebende Hand entgegen, und die Trauung begann.

Daß die beiden Bräute ihr Ja in leisem, kaum vernehmbarem Ton hervorstammelten, nahm Niemanden Wunder, ebenso wenig, daß Beide während der Dauer der Ceremonie die Köpfe gesenkt hatten und die Schleier auch nicht lüfteten, als sie die Eintragungen im Register unterzeichneten.

Randal schien lebhaft bewegt, als er das bindende Ja aussprach, wogegen Compton sein Ja so laut und deutlich erklärte, daß es bis in den entferntesten Winkel der Kirche schallte.

Auf der Rückfahrt von der Kirche nach der Cottage des Bankiers saß jedes Paar in einem besonderen Wagen.

Das große Hochzeitsfrühstück war für ein Uhr bestimmt worden, weil die Abreise der Neuvermählten schon um vier Uhr erfolgen sollte.

Die Reiseziele beider Paare war verschieden. Richard Compton, der in Saratoga Springs eine hübsche Villa besaß, beabsichtigte mit seiner Frau dort die Flitterwochen zu verleben, während Randal und seine Gattin einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in St. Augustin in Florida nehmen wollten.

Nach beendetem Lunch begaben sich die Bräute, von den Brautjungfern begleitet, in ihr gemeinsames Toilettenzimmer, um die Brautgewänder mit der Reisekleidung zu vertauschen.

Auch die Reisetoiletten der beiden Cousinen waren nicht von einander zu unterscheiden. Beide trugen dunkelgrüne Kleider mit Silberfuchs verbrämt und kleidsame Pelzmützen; über die letzteren hatten sie sich auch jetzt dichte dunkelgrüne Schleier gebunden.

„Man sollte fast glauben, Ihr wäret Beide häßlich wie die Nacht," äußerte eine der Damen, welche zu den Hochzeitsgästen gehörte; „man sieht ja auch nicht das Allergeringste von Euren Gesichtern, und es würde mich nicht wundern, wenn selbst Eure Gatten Mühe hätten, die Eine von der Anderen zu unterscheiden; das könnte eine lustige Komödie geben!"

Dieselbe Ansicht sprach Mr. Beaver aus, als die jungen Frauen sich von ihm verabschieden wollten. „Na, das lobe ich mir," sagte er; „in dieser Umhüllung wird Euch selbst der heftigste Schneesturm nichts anhaben können. Ich bin übrigens froh, daß ich nicht die Frage zu beantworten habe, welche von Euch Beiden Hannah und welche Edith ist; Eure Männer mögen sich hüten, daß sie nicht die Unrechte erwischen!"

„Du scheinst völlig zu vergessen, daß wir selbst doch auch Augen haben," entgegnete die Tochter lachend. „Was meinst Du, Hannah, werden wir unsere Männer kennen?"

„Ich wette, daß ich den meinen nicht vertausche!" rief die Gefragte lachend aus.

Gleich darauf fuhren die Wagen vor, und die beiden Paare stiegen, nachdem die jungen Frauen Mr. Beaver nochmals umarmt hatten, ein, um nach verschiedenen Richtungen davon zu fahren.

Compton und seine Gattin hatten nur eine kurze Fahrt bis zur Station zurückzulegen. Während derselben blickte der Erstere scheinbar gleichgültig zum Wagenfenster hinaus und richtete nur ab und zu eine kurze Bemerkung an seine Begleiterin, die eintönig Ja oder Nein antwortete. Als der Bahnhof erreicht war, erteilte der junge Ehegatte dem Diener, welchen Mr. Beaver hatte mitfahren lassen, noch einige Befehle in Betreff des Gepäcks und begab sich in das Wartezimmer. Der Zug brauste heran. Compton war seiner jungen Gattin beim Einsteigen behüflich; dann nahm er ihr gegenüber im Schlafwagen Platz. Sie waren allein; noch hatte sich kein anderer Reisender in dem Wagen eingefunden.

Die erste Viertelstunde der Fahrt verging in tiefem Schweigen. Richard Compton hielt jedoch diese Situation nicht länger aus, und sich neben seine junge Frau setzend, begann er lächelnd: „So, jetzt sind wir aus dem Machtbereiche meines Freundes Beaver, und sein Eigenwille ist nicht mehr im Stande, die Herzen, welche sich in Liebe gefunden, auseinanderzureißen. Seine Abneigung gegen Frederick Randal ist mir vollkommen unverständlich.“ Der Ausdruck in seinen Augen, die er auf die neben ihm Sitzende gerichtet hielt, war der der schranklosen Bewunderung.

Die Angeredete blickte nicht auf; sie fühlte sich unendlich bedrückt und wünschte sich weit hinweg.

Compton hob nunmehr mit einer hastigen Bewegung den dichten grünen Schleier von dem Gesicht seiner jungen Frau, drückte schnell einen Kuß auf ihren Mund und fuhr fort: „Was wohl Dein Onkel Philipp sagen würde, wenn er uns

jetzt so sähe? Ich glaube, er geriete über den Betrug, den Ihr ihm gespielt habt, außer sich, und es wird nicht geringe Mühe machen, ihn zu versöhnen."

„Und Sie — Sie, Mr. Compton? — Haben wir Sie nicht durch unser Vorgehen unglücklich gemacht?" kam es stockend über ihre Lippen, während sie ihn erwartungsvoll anblickte.

„Für mich war das, was heute geschah, kein Geheimnis; ich wußte schon seit Wochen, was geplant war, denn Randal zog mich, nachdem ihn deine Cousine in die von dir ersonnene, ganz köstliche Intrigue eingeweiht hatte, in's Vertrauen. Er sah sich zwar meinem Freunde Beaver gegenüber in eine Zwangslage versetzt, und jedes Mittel, Edith zu gewinnen, mußte ihm recht sein, aber er ist eine zu ehrliche Natur und konnte es nicht über's Herz bringen, mich zu hintergehen. Statt Einspruch gegen Eure Pläne zu erheben, wie er erwartet hatte, unterstützte ich dieselben auf's Lebhafteste und bat mir nur, selbst Euch Mädchen gegenüber, tiefste Verschwiegenheit darüber aus, daß ich Kenntnis von den Plänen habe. Glaubst du etwa, ich hätte heute nicht gesehen, wer sich in's Eheregister als mit mir verheiratet einschrieb?"

„Und ich habe mehrfach versucht, mir zu vergegenwärtigen, wie es sein würde, wenn Sie den Ihnen gespielten Streich entdeckten; ich hielt es für möglich, daß Sie mich in Ihrem Zorn töten könnten."

„Meine teure Hannah!" rief Richard, sie mit einem Arm umschlingend, „ich liebte dich schon seit Jahren, ließ mich aber durch deine scheinbare Kälte abschrecken und

wagte es in meiner Damen gegenüber angeborenen Schüchternheit nicht, um deine Gegenliebe zu werben. Nun kannst du dir denken, wie beglückt ich mich fühlte, als ich von Euerm Ränkespiel Kenntnis erhielt; sollte ich doch dadurch in deinen Besitz gelangen! Es war mir sofort klar, daß ich dir nicht gleichgültig sein konnte, wenn du dich für's Leben an mich ketten wolltest."

„Und trotzdem Sie mich liebten, haben Sie sich mit Edith verlobt?" warf Hannah mit vorwurfsvoll klingender Stimme ein.

„Die einzige Erklärung und Entschuldigung für mich ist, daß sie dir so sehr ähnlich sieht. Als du mir unerreichbar dünktest und Mr. Beaver durchblicken ließ, daß er mich gern zum Schwiegersohn haben wollte, ging ich, nachdem er mir versichert, daß das Herz seiner Tochter noch vollständig frei sei, auf seine Vorschläge ein, um, da ich nicht mein Ideal besitzen konnte, wenigstens Diejenige mein nennen zu dürfen, die demselben am nächsten stand. Mein Herz empfand als Edith's Bräutigam nichts von jener allmächtigen Liebe, die ich für dich besaß, aber ich glaubte, mit der Zeit vergessen und an ihrer Seite noch glücklich werden zu können. Wie sehr bin ich dir zu Dank verpflichtet, daß du Mut und Energie genug besaßest, mich vor mir selber zu retten! Willst du mir mein Abirren vom rechten Wege verzeihen?"

Hannah legte ihre Hand in diejenige Richard's, und als sie einen innigen Druck empfand, sank ihr Haupt an seine Brust. Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf und fragte: „Was werden Sie — was wirst du," verbesserte sie sich, „dem Onkel Philipp und den anderen Leuten sagen?"

„Darüber bin ich mit mir selbst noch nicht im Klaren," antwortete er. „Onkel Philipp muß jedenfalls die volle Wahrheit erfahren, und daß er die Sache mit gutem Humor aufnimmt, dafür glaube ich stehen zu können; es bleibt ihm ja nichts Anderes übrig, sonst wäre er ja vor der Welt blamirt."

Hannah wollte auch ihr Hirn anstrengen, um der Öffentlichkeit gegenüber eine plausibel klingende Rechtfertigung ihres Verfahrens zu finden; jedenfalls wollten sie sich während der Flitterwochen darüber keine Sorgen machen.

Nur zu schnell verging den Glücklichen der für einen Monat bemessene Aufenthalt in Saratoga Springs. Erst als sie sich auf der Rückreise nach New York befanden, berührte Richard das seit dem Hochzeitstage vermiedene Thema, wie man sich der Welt gegenüber benehmen wolle. „Ich habe gestern an Onkel Philipp geschrieben, ihn von dem Tage unserer Rückkehr in Kenntnis gesetzt und ihm auch mitgeteilt, was er wissen muß," sagte er; „für dich wie für mich ist's entschieden angenehmer, daß er schon vor unserer Ankunft darauf vorbereitet ist, seine Nichte anstatt seiner Tochter als meine Gattin zu begrüßen."

„Ich danke dir, Richard; nun wird er sich wohl auch erklären können, weshalb ich ihm während unserer ganzen Abwesenheit nicht ein einziges Mal geschrieben habe."

„Er ist nicht ganz ohne Nachricht geblieben, denn ich habe mehrmals ein paar Zeilen per Postkarte an ihn gerichtet; hierbei konnte es ihm nicht auffallen, daß ich nur einfach von meiner Frau sprach und ihre Grüße bestellte."

„O, Richard, du hast an Alles gedacht. du bist doch gescheidter als ich," sprach Hannah, ihm lächelnd die Hand hinstreckend. „Was werden wir den Anderen sagen? Hast Du darüber schon nachgedacht?"

„Ich habe die Absicht, das Ganze als einen Fastnachtsscherz hinzustellen. Die Thatsache, daß unsere Hochzeit am Fastnachtstage, der in diesem Jahre auf den ersten März fiel, stattgefunden, kommt uns dabei zu Statten."

„Das ist herrlich!" jubelte Hannah. „Ich bin ernstlich böse auf mich selbst, daß ich nicht diese Idee hatte!"

„Es wird dir schon die Gelegenheit geboten werden, deinen Geist leuchten zu lassen," beruhigte Richard sein Weibchen.

Jetzt war jede Last von den Gemütern der Zurückkehrenden genommen; in heiterster Stimmung beendeten sie ihre Reise, und glückstrahlend traten sie in ihr Heim.

Schon in früher Stunde des folgenden Tages erschien Mr. Beaver in dem auf das Comfortabelste eingerichteten Heim Richard Compton's. Als ihm die Nichte, blühend wie eine Rose, entgegentrat, schloß er sie in seine Arme und rief: „Gott zum Gruß, Hannah! Gieb deinem alten Onkel einen herzhaften Kuß und habe keine Furcht, vor dem Brummbär, denn mit dir bin ich nicht unzufrieden."

Sich an den daneben stehenden Freund wendend, fuhr er fort: „Sie, Richard, mögen Gott danken, dieses Juwel von einer Frau erwischt zu haben, anstatt des intriguanten, selbstsüchtigen Geschöpfs, welches ich Ihnen zugedacht hatte — ja, das muß ich sagen, wenn's auch meine eigene Tochter ist!"

Nur in einem kräftigen Händedruck bestand Richard's

Antwort! Er begab sich in sein Arbeitszimmer unter dem Vorwand, die eingelaufenen Briefe durchsehen zu wollen, in Wirklichkeit aber, um seiner Frau Gelegenheit zu einer Aussprache unter vier Augen mit dem Onkel zu geben.

Der Bankier benützte denn auch die Abwesenheit Compton's, um der Nichte über das Stattgefundene recht eindringliche Vorstellungen zu machen; schließlich sagte er: „Du siehst recht glücklich aus, Hannah; dein Gewissen scheint dir gar keine Vorwürfe darüber zu machen, daß du mir einen solchen Streich gespielt hast.“

„Scheint nicht daraus hervorzugehen, daß das, was wir gethan, Recht war?“ entgegnete die junge Frau, ihm schelmisch in's Gesicht blickend. „Glaube mir, Onkelchen, wenn wir einen anderen Ausweg gesehen hätten, wären wir sicher nicht auf diesen Schleichweg verfallen.“ Das bezaubernste Lächeln umspielte den Mund des reizenden Geschöpfes, als sie, ihre Arme um den Nacken des alten Mannes schlagend, hinzufügte: „Nicht wahr, Herzensonkel, du verzeihst uns Allen? Edith und Randal wären nie auf diesen Einfall gekommen, der nur in meinem Kopfe entstanden ist.“

„Was soll ich denn thun?“ versetzte Mr. Beaver, „ich verzeihe dir also, Du Hexe!“

„Nicht mir allein, Onkel, auch Edith und Randal müssen deine Vergebung erhalten; sie warten mit Schmerzen darauf und getrauen sich nicht, eher in dein Haus einzutreten. Einem Telegramm zufolge, das wir gestern erhalten, müssen sie bereits heute hier eintreffen; sie wollen im Plazza-Hotel absteigen.“

„Warum schrieben sie nicht selbst? An ihnen wäre es gewesen, meine Verzeihung zu erbitten.“

„Onkelchen! Deine Tochter fürchtet deinen Zorn. Und du kannst ja so gut sein! Ich sagte dir doch, daß es meine Schuld war, und wenn du deiner Tochter nicht vergeben willst, mag ich Deine Vergebung auch nicht!“ rief Hannah schmollend.

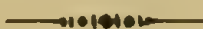
„Glaubst du denn so viel Macht über mich zu besitzen, daß du deinen Willen durchsetzest?“ fragte der Bankier.

„Ich quäle dich so lange, bis du nachgiebst,“ lautete die sofortige Antwort der Nichte.

Wie vollständig der Sieg Hannah's gewesen, konnte man daraus ersehen, daß im Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn ein aus dem Süden ankommendes Paar, nachdem der Zug kaum stillstand, von einem älteren Herrn mit größter Herzlichkeit begrüßt wurde.

Der Letztere war Mr. Beaver, während Compton und Hannah im Hintergrunde standen und sich des Glückes freuten, welches aus den Gesichtern Edith's und Randal's strahlte. Erst nach einigen Minuten traten auch sie an die Angekommenen heran, um sich gegenseitig auf's Innigste zu begrüßen.

Der alte Herr bestand darauf, daß beide Paare ihn sofort nach Mount Vernon begleiten mußten. Und so sah die Beaver'sche Cottage an diesem Abend eine Anzahl glücklicher Menschen, wie es kaum glücklichere auf dem Erdenrund gab.



Aus Dolly's Tagebuch.

Sechzehnter September 1886. Heute Nachmittag bin ich wieder in der „Academy" angekommen. Die Unterrichtsstunden waren soeben vorüber, und die Mädchen befanden sich noch im Schulzimmer, als ich zu ihnen trat.

„Hast du diesen Mann gesehen?" war die erste Frage, welche meine Freundin Nellie, die nur Tagesschülerin bei uns ist, sofort an mich richtete, als sie mich erblickte.

„Was für einen Mann?" entgegnete ich.

„Mr. Frank Boutelle."

„Nein, ich habe Mr. Frank Boutelle nicht gesehen."

„Bist du nicht seinem Hunde begegnet?" rief Mary Ingersol, dicht an mich herantretend und mir in's Gesicht lachend.

„Ich habe leider nicht die Ehre gehabt," erwiderte ich sehr ernst. In diesem Augenblick entstand ein reines Sprachgewirre; zwanzig Mädchen versuchten mich gleichzeitig aufzuklären. In diesem Chaos vermochte ich nur einzelne Ausrufe zu verstehen, wie: „Wie hübsch er ist!" — „So reich!" — „Dieser große Hund geht stets mit ihm!" — „Mary ist toll verliebt in ihn!"

„Er tanzt göttlich, und er ist so liebenswürdig!" war der letzte Lobspruch der von Nellie's Lippen kam.

„Es muß ein wunderbarer Hund sein,“ meinte ich spöttisch.

„O, wir meinen Mr. Boutelle und nicht seinen Hund,“ wies mich die kleine, kaum vierzehnjährige Ellen Clayton mit ernster Miene zurecht, daß alle lachten.

„Er gehört zu den Boutelles von Maine und ist ungeheuer reich,“ fügte eine Andere hinzu; „er ist erst vor kurzer Zeit aus Europa zurückgekehrt. Nellie sagt, ihr Bruder behaupte, daß alle Mädchen, die ihn zu Gesicht bekommen, rasend in ihn verliebt werden.“

„Gerechter Gott! Da kommt er gerade!“ rief Ellen in diesem Moment. Ich trat an's Fenster und erblickte einen groß gewachsenen, breitschulterigen Mann, dessen blaue Augen belustigt aufblitzten, als er mehr denn zwanzig andere Augenpaare auf sich gerichtet sah. Ich hatte gerade das Opernglas in der Hand, welches ich von meinem neuen Schwager zum Geschenk erhalten und nach dem Schulzimmer mitgenommen hatte, um es den Mädchen zu zeigen; schnell erhob ich dasselbe und betrachtete diesen Fremden nach Herzenslust, bis er in die etwas weiter oben in der Straße liegende Post-Office trat und damit aus meinem Gesichtskreise verschwand. Darauf wandte ich mich wieder mit dem Gesicht nach dem Zimmer und rief: „Wisset, Mädchen, ich bin bereits halb in ihn verliebt!“

Nellie, die inzwischen ihre Büchermappe fertig gepackt hatte, war von Neuem an uns herangetreten, und als sie meine Worte vernahm, versetzte sie: „Auch du? Wieder ein anderes Herz, das sich seiner siegenden Macht beugt! Wenn er nur Mormone wäre, so könnte er die gesamte

Schule, die Lehrerinnen mit eingeschlossen, heiraten. Wie nett dies sein würde!" Dann wandte sie sich, um das Zimmer zu verlassen. Als sie bereits im Thürrahmen stand, kehrte sie sich uns noch einmal zu und sagte: „Ich erzähle Mr. Boutelle stets, was Ihr Mädchen über ihn sprechet; es belustigt ihn so sehr."

Wir liefen alle auf sie zu; sie aber flüchtete, eiligst die Treppe hinablaufend. Da konnte ich mich nicht enthalten, ihr im Übermut nachzurufen: „Sage dem Freunde deines Bruders, daß ich ihn zu heiraten beabsichtige, sobald ich die Anstalt verlasse; er soll Geduld haben und auf mich warten!"

„Gut; ich werde es ausrichten," antwortete sie und verließ das Haus.

Wir Anderen aber begaben uns lachend und schwatzend nach unserem gemeinschaftlichen Wohnzimmer.

17. September. Heute Vormittag, während Nellie und ich vor der Wandtafel standen, an der wir gemeinschaftlich eine schwierige Rechenaufgabe zu lösen hatten, flüsterte meine Freundin, indem ihre Hand ruhig weiter Ziffern malte, mir mit größter Kaltblütigkeit zu: „Dieser Mann hat mich über das Mädchen ausgeforscht, welches gestern ein Opernglas vor die Augen genommen hat, um ihn genau betrachten zu können, und ich habe ihm infolge dessen auch deine Botschaft ausgerichtet. Er meinte, daß er gern bereit sei, dein Gatte zu werden; mit Ungeduld sehne er die Zeit herbei, die ihn in deinen Besitz setze. Nimm daher meinen herzlichsten Glückwunsch in Empfang, meine teure zukünftige Mrs. Frank Boutelle!" Ich errötete

vor Ärger, wurde aber durch die sehr scharfen Augen unserer Direktorin, welche mich unausgesetzt beobachtete, an einer Antwort verhindert. Doch habe ich Nellie später unverblümt meine Meinung gesagt und ihr die Freundschaft aufgekündigt.

22. September. Das erste Mal nach meiner Rückkehr von Hause durfte ich heute Nachmittag mit einigen anderen Mädchen einen Spaziergang machen, ohne daß eine der Lehrerinnen zu unserer Beaufsichtigung mitgesandt worden wäre. Wir verließen den Ort auf dem nächsten und kürzesten Wege; dann eilten wir direkt über eine große Wiesenfläche fort, ohne uns um Weg und Steg zu kümmern, bis wir uns plötzlich vor einem hohen Bretterzaun befanden, der uns ein Weitervordringen zu verwehren schien. Aber nein! Kurz entschlossen begann eine von uns über die Umzäunung zu klettern, und die anderen folgten ohne Zögern; ich, als die älteste von allen, war die letzte. Eben als ich mich auf dem höchsten Punkt des Zaunes befand, war ein großer Newfoundländer herangekommen und sprang nun, laut bellend, an den Brettern in die Höhe. Vor Schreck fiel ich hinab, aber nicht nach der Seite, auf welcher sich bereits meine Mitschülerinnen befanden, sondern dicht neben den Hund, der mich unter fortwährendem Gekläff umsprang. Im nächsten Moment wurde ich jedoch schon von Männerhänden beim Aufstehen unterstützt, und eine kräftige, wohllautende Stimme fragte mich, ob ich mich verletzt hätte. Als ich meinen Kopf erhob, um für die mir gewordene Hülfe zu danken, blickte ich tief errötend in das lächende Antlitz Frank Boutelle's.

Ich geriet so vollständig in Verwirrung, daß ich ihn eine Zeit lang, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, anstarrte; jener närrische Auftrag, den ich Nellie im Übermut gegeben und welchen diese nach ihrer Behauptung ausgerichtet, kam in mein Gedächtnis zurück und verursachte mir ein peinliches Gefühl. „Was muß dieser Mann von mir denken?" überlegte ich, und meine Wangen brannten, während er gelassen vor mir stand und seinen braunen Schnurrbart drehte.

„Ich hoffe, Sie sind nicht verletzt, mein Fräulein," wiederholte er in teilnahmsvollem Tone; dabei schienen aber seine Augen spöttisch zu lachen. Mit einem schmollenden Gesicht wandte ich mich von ihm, aber da ich in demselben Moment hinter dem Zaun ein unterdrücktes Kichern hörte, drehte ich mich ihm wieder zu und versetzte ärgerlich: „Ich wünschte, Sie entfernten sich und starrten mich nicht so an!" Dabei trat ich mit einem Fuße heftig auf den Boden.

„Bitte, vergeben Sie mir meine Gedankenlosigkeit!" erwiderte er; dann verbeugte er sich vor mir mit vollendetem Anstand und schritt, von seinem Hunde begleitet, hinweg. Ich kletterte nunmehr über den Zaun und wurde von den anderen Mädchen, die mein Zusammentreffen mit diesem Manne zu einem sehr interessanten Ereignis aufbauschten, mit allen möglichen Fragen bestürmt. Ich gab jedoch auf keine derselben eine Antwort; ich begann mich bereits zu schämen, daß ich mich zum Zorn hatte hinreißen lassen, statt ihm für die mir geleistete Hülfe einige Worte des Dankes zu sagen, wie es die Gesetze des Anstands verlangen.

23. September. Diesen Nachmittag, als die Unterrichtsstunden zu Ende waren und die Lehrerin das Schulzimmer verlassen hatte, trat Nellie, trotz der ihr von mir aufgekündigten Freundschaft, lächelnd an mich heran und überreichte mir ein kleines Päckchen mit den Worten: „Mr. Boutelle läßt sich dir bestens empfehlen; er hofft, daß das Herabfallen vom Zaun keine üblen Folgen für dich hat.“ Schon der bloße Gedanke an diesen Mann erregte mich, und in keineswegs freundlichem Tone entgegnete ich: „Deines Bruders Freund thäte besser daran, seine Empfehlungen und Hoffnungen für sich zu behalten! Von meiner Seite wird er für seine unerbetenen Aufmerksamkeiten keinen Dank ernten.“ Dann öffnete ich langsam das Päckchen, und ein mir gehörender Handschuh fiel zu Boden.

Nellie versetzte leichthin: „Frank Boutelle hat denselben gefunden.“

„Wo aber ist der andere mit diesem ein Paar bildende Handschuh?“ rief ich.

„Wahrscheinlich in dieses Mannes Brusttasche,“ antwortete sie; „er muß doch ein Erinnerungszeichen an seine zukünftige Frau haben!“ Nach diesen Worten lief sie lachend aus dem Zimmer.

15. Oktober. Gott sei Dank, daß dieser Mann endlich heute von hier abgereist ist! Seit dem Tage, an welchem ich so ganz gegen meinen Willen seine persönliche Bekanntschaft gemacht habe, höre ich von den Mitschülerinnen nichts als „Mr. Boutelle“ hier und „Mr. Boutelle“ dort; sie rufen mich, wenn wir allein sind, nicht anders

als „Mrs. Frank Boutelle.“ Ich habe die Sache herzlich satt, finde aber, daß es recht überflüssig sein würde, mich darüber zu ärgern, sie werden wohl in kurzer Zeit damit aufhören.

23. Dezember. Seit gestern bin ich zu Hause, um hier bis nach Neujahr zu bleiben. Mein Bruder William ist noch immer derselbe; er hat mich sehr herzlich begrüßt und sich heute Nachmittag vom Papa Urlaub aus dem Geschäft geben lassen, um mich nach verschiedenen Läden begleiten zu können, in denen ich kleine Einkäufe machen wollte. Gerade, als wir aus einer Konditorei traten, in die mich mein Bruder zu einer Tasse Chokolade genommen hatte, stießen wir auf einen großen, breitschultrigen Mann. Als seine Blicke auf uns fielen, zog er schnell seinen Hut zum Gruß und rief: „Hallo, William, wie geht's?“ Während ich schnell einen Schritt zurücktrat, da ich in dem Mann Frank Boutelle erkannte, schüttelten sich die Beiden die Hände. Dann wandte sich William nach mir um, erfaßte mich bei der Hand und zog mich vor, indem er sprach: „Frank, alter Bursche, dies ist mein jüngstes Schwesterchen, der liebenswürdigste kleine Schelm, den du dir denken kannst. Ich hoffe, daß Ihr mit der Zeit gute Freunde werdet.“

Ich konnte kein Wort hervorbringen. Dieser Mann aber schien dadurch nicht im geringsten beirrt zu sein; seine Augen lachten sichtlich, während er mit der größten Ruhe sagte: „Ich habe bereits früher das Vergnügen gehabt, dem Fräulein zu begegnen.“ Dann empfahl er sich mit einigen höflichen Worten.

„Was macht denn dieser Mr. Boutelle hier in New York?“ fragte ich William, „er ist doch in Maine zu Hause.“

„Wer hat dir denn das gesagt?“ entgegnete mein Bruder; „Frank ist ein New Yorker Kind.“ Also ein Bewohner unserer Stadt ist dieser Mann! Ich bin durch diese Mitteilung William's vollständig niedergeschmettert, denn unter diesen Umständen werde ich wohl mit seinem Freunde noch öfter zusammentreffen. Wie soll ich nur den Verkehr mit ihm gestalten? Ob er in der That meinen Handschuh aufbewahrt hat?

27. Dezember. Heute Nachmittag war ich mit William zur Matinee im Metropolitan Opera House. Ich hatte mir viel Vergnügen von der Vorstellung versprochen; dasselbe war mir aber vollständig dadurch verdorben, daß der Zufall, wenn es ein solcher war — ich traue nämlich darin William nicht unbedingt — Frank Boutelle den Sitz neben mir angewiesen hatte. Mich störte seine Anwesenheit, denn ich fühle mich in seiner Nähe nie wohl; ich glaube, dies kommt daher, daß ich jene Worte nicht vergessen kann, die ich Nellie vor Monaten zugerufen. Infolge dessen verhielt ich mich ihm gegenüber auch sehr abweisend. Auf dem Nachhausewege sagte mein Bruder zu mir in verweisendem Tone: „Du hast dich Frank gegenüber wie eine Närrin aufgeführt!“

Ich lachte statt jeder Antwort. Dies aber machte William erst recht ärgerlich: „Ich habe mich deiner geschämt,“ fuhr er fort. „Was ist das für eine Art mit Ja oder Nein zu antworten, ja, eine Erwiderung manchmal ganz unterbleiben zu lassen!“

„Ich hasse Frank Boutelle!“ rief ich laut, ohne Rücksicht, daß wir uns auf der Straße befanden; „ich fühle, daß ich krank werde, wenn ich nur seinen Namen höre!“

1. Januar. Wieder und immer wieder dieser Mann! Großmütterchen war bei uns und überreichte mir zum Geschenk einen prachtvollen Spitzenüberwurf. Ich lief in den Parlor, in welchem ich meinen Bruder vermutet, und rief, als ich die Gestalt eines Herrn am Fenster erblickte, die hinaussah, ohne Weiteres: „O, William, ist dieser Spitzenshawl nicht prächtig?“

Wie sich aber die Gestalt umwandte, wurde ich dunkelrot vor Verlegenheit und lief, eine unverständliche Entschuldigung hervorstoßeud, schnell hinweg, um mich in meinem Zimmer einzuschließen. Es war nicht mein Bruder, sondern Frank Boutelle gewesen! Ich weiß, daß mein Betragen kindisch war, aber ich kann mir nicht helfen.

22. Mai. Gestern hatten wir in der Anstalt die Entlassungs-Feierlichkeit für die abgehenden Schülerinnen, mit der ein Ball verbunden war. Ich gehöre mit zu denen, welche nun die Schule hinter sich haben! Des Morgens, als ich mich noch in meinem Zimmer befand, wurde mir ein köstliches Bouquet von weißen Rosen gebracht, die ich so sehr liebe; zwischen den Blumen bemerkte ich eine Karte mit dem Namen „Frank Boutelle.“ Ich hätte das Bouquet sehr gern behalten, wenn es nur nicht gerade von diesem Manne gekommen wäre; so sandte ich dasselbe dem Spender zurück. Nur eine einzige Rose brach ich ab, um sie aufzubewahren. Als Nellie später in der Anstalt erschien und mich erblickte, meinte sie in ihrer spöttischen Weise, die

Narren stürben nicht aus, und eine Närrin sei, welche ein prachtvolles Bouquet dem Geber zurücksende; darauf senkte sie ihre Nase auf einen Blumenstrauß, den sie, wie ich später erfuhr, von meinem Bruder erhalten. Die ganze Feierlichkeit ging brillant von Statten; nachdem die Prüfung zu Ende war und wir alle unserer Leistungen halber belobt worden, begann der Tanz. Während ich ruhig dastand und Nellie beobachtete, die mit William den ersten Walzer tanzte, trat Mr. Boutelle plötzlich vor mich hin, verbeugte sich und bat mich um den Tanz. Seine lustig dreinblickenden Augen verursachten mir ein unbehagliches Gefühl; trotzdem war ich bereits im Begriff, meine Einwilligung zu geben, als ich bemerkte, daß Nellie mich spöttisch lächelnd ansah. Infolge dessen sagte ich sehr kühl: „Ich danke, ich beabsichtige nicht zu tanzen."

„Mit mir?" fragte dieser Mann.

„So ist es!" erwiderte ich.

„Aus welchem Grunde nicht?" forschte er weiter.

„Weil es mir nicht paßt," entgegnete ich.

„Dies ist die Begründungsweise eines Mädchens," versetzte er kühl. „Aber, Miß Reid, der Zeitpunkt ist nicht gar so fern, wo Sie nicht nur mit mir tanzen, sondern mir als Gattin angehören werden!" Und seinen Schnurrbart drehend, blickte er mir völlig gelassen in mein vor zorniger Erregung glühendes Gesicht.

„Welche Unverschämtheit!" waren die einzigen Worte, die ich hervorbringen konnte.

In diesem Augenblick trat mein Bruder an uns heran und sagte: „Dolly, du bist so rot wie ein Puter."

Ehe ich aber auf diese Bemerkung noch eine Antwort geben konnte, ergriff Mr. Boutelle das Wort und lenkte das Gespräch auf unverfängliche Bahnen. Kurz darauf drehte ich mich mit William nach den Tönen der Musik im Tanze. Jetzt darf ich nicht mehr daran zweifeln, daß Nellie diesem Manne damals wirklich meinen im Übermut erteilten Auftrag ausgerichtet hat; aber er soll erkennen lernen, daß mir nichts ferner liegt, als mich ihm zu eigen zu geben!

30. November. Ich bin in die Gesellschaft eingeführt, und die Bälle und andere Vergnügungen folgen einander in rascher Weise; aber fast überall, wohin ich gehe, treffe ich mit Frank Boutelle zusammen. Ich finde dieses häufige Beieinandersein höchst unnötig und fertige diesen Mann infolge dessen, so wie er sich mir naht, kurz und kühl ab; er jedoch lacht nur über das „Trotzköpfchen," wie er mich zu nennen beliebt, und behauptet, die Zeit seines Triumphes über mich werde nicht ausbleiben. Ich hasse ihn ganz gründlich!

18. Mai. Bankpräsident Little gab vor seiner Abreise nach Europa gestern noch ein großes Abschiedsfest; ich nahm mit den Eltern an demselben Teil. Frank Boutelle war ebenfalls dort; wie gewöhnlich kam er sehr bald an meine Seite und ließ sich durch meine in abweisendem Tone gehaltenen kurzen Antworten nicht vertreiben, sondern plauderte lustig weiter. Plötzlich deutete er auf das Bouquet weißer Rosen, das ich in der Hand hielt und sagte: „Wie wunderschön diese Rosen sind!"

„Es sind meine Lieblingsblumen," erwiderte ich.

„Und ebenso die meinigen," versetzte er.

„Wirklich?" antwortete ich, ein gelangweiltes Gesicht machend.

„Ja," fuhr dieser Mann in ruhigstem Tone fort. „Ich bewahre in meinem Arbeitszimmer unter einer Glasglocke ein Bouquet weißer Rosen, die für mich sehr kostbar sind; dieselben haben nämlich eine Geschichte. Jenes Bouquet bestand ursprünglich aus zwanzig Blumen, doch als es mir zurückgeschickt wurde, hatte es nur noch neunzehn; ich hoffe eines Tages zu erfahren, was aus der einen fehlenden Rose geworden ist." Dabei blickte er mich, lustig mit den Augen blinzend, an.

Seine Worte benahmen mir fast die Sprache, aber ich zwang mich, ihm spöttisch lächelnd in's Gesicht zu sehen, und sagte: „Wie romantisch!" Darauf wandte ich mich zu einer Gruppe Mädchen, ohne ihn weiter zu beachten. Jene fehlende Rose liegt in diesem Moment in schön gepreßtem Zustande vor mir; ob dieser Mann sie je zu Gesicht bekommen wird?

25. Juli. Seit Anfang dieses Monats weilen die Eltern und ich in unserer Cottage in Long Branch. Einige Tage nach unserer Ankunft richtete sich auch Frank Boutelle mit seinem großen Hunde für die Badesaison hier häuslich ein. Cäsar — dies ist der Name des Hundes — und ich wurden sehr bald gute Freunde; derselbe stellt sich häufig ohne seinen Herrn bei uns im Hause ein und begleitet mich dann auf meinen Spaziergängen. Heute, als ich mit dem klugen Tiere am Strande saß und es streichelte, stand plötzlich, ohne daß ich sein Nahen gehört hatte, dieser Mann hinter mir und sagte: „Das ist recht, Miß Dolly;

lieben Sie mich und haben Sie auch meinen Hund gern!" Ich erwiderte kein Wort; ich erhob mich und schritt nach Hause. Ich werde Cäsar nicht mehr streicheln!

4. September. Morgen Vormittag siedeln wir wieder nach New York über. Soeben kam ich von meinem letzten diesjährigen Spaziergang am Gestade von Long Branch zurück, während dessen Frank Boutelle, der sich mir angeschlossen hatte, mich plötzlich fragte, ob ich nicht seine Frau werden wolle; er versicherte mir, daß er mich seit unsrer ersten Begegnung geliebt habe, und er schwor mir, daß er mich stets lieben würde. Ich wandte ihm mein Gesicht zu und sah ihn ruhig dastehen, in seinen Augen bemerkte ich aber Mutwillen blitzen, und dies ließ meinen Mund das Gegenteil von dem sprechen, was ich hatte erwidern wollen. „Ich würde Sie nicht heiraten," sagte ich, „selbst wenn es außer Ihnen keinen Mann mehr auf Erden gäbe!"

Anstatt jedoch, wie ich erwartet hatte, durch meine Antwort außer Fassung gebracht oder beleidigt zu werden, versetzte er kühl: „Wenn Sie jemals Ihre Meinung über mich ändern, Miß Reid, so bitte ich Sie, mich es wissen zu lassen; ich werde Geduld haben und auf Sie warten!" Darauf begleitete er mich, ohne zu fragen, ob es mir recht sei, bis vor unser Haus, pfiff dann seinem Hunde und entfernte sich in anscheinend ganz fröhlicher Stimmung.

„Ich werde Geduld haben und auf Sie warten!" sagte er. Warum wurde ich eigentlich nicht verstimmt, als er mich durch diese Worte an meine ihm durch Nellie übermittelte Botschaft mahnte? Und weshalb verbat ich mir nicht ernstlich seine Begleitung? Sollte die von ihm erst für

später erhoffte Wandlung meiner Gesinnung bereits jetzt eingetreten sein?

18. Mai. Seit acht Tagen bin ich bei Nellie, die bald meine Schwägerin werden wird, zum Besuch. William hat sich vorige Woche mit ihr verlobt, ist aber schon wieder nach Hause gereist. Auch Frank Boutelle weilt im Ort, doch hat er sich diesmal mit Cäsar im Hotel einquartiert und ist fast gar nicht im Dudley'schen Hause. Er hat sich den Winter über in Florida aufgehalten, und ich sah ihn zum ersten Mal seit jener letzten Unterredung in Long Branch hier wieder. Er verhält sich mir gegenüber jetzt sehr kühl und zurückhaltend; sollte ich ihn mit dem Korb, den ich ihm damals gegeben, dennoch verletzt haben? Warum thai ich dies nur? Jetzt weiß ich, daß ich ihn schon damals über alles liebte! Wenn er sich mir nur wieder nähern wollte! Ich würde ihn ja nunmehr gern in das Innere meines Herzens blicken lassen, aber natürlich nur langsam und nach und nach.

20. Mai. Heute Nachmittag ritt ich auf Nellie's Pferd, ohne irgend welche Begleitung, aus; kaum hatte ich aber die Landstraße erreicht, als das Tier unter mir unruhig zu werden begann und, bevor ich noch wußte, wie es kam, mit mir durchging. Ich war zu Tode erschrocken; ich ließ zwar die Zügel nicht los, schloß jedoch aus Furcht vor dem Kommenden die Augen. Plötzlich fühlte ich, wie das Pferd mit einem Ruck zum Stillstand gebracht wurde, und die Augen öffnend, sah ich, daß Franck Boutelle die Zügel mit starker Faust fest hielt. Wen dürfte es Wunder nehmen, daß ich jetzt in Ohnmacht fiel?

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf dem Rasen der Böschung ruhend, während das Pferd, an einen Baum gebunden, ruhig dastand. Ich blickte mich nach meinem Retter um und sah ihn zu meinem größten Schrecken ganz in der Nähe mit geschlossenen Augen daliegen. Ich erhob mich rasch und lief zu ihm, wo ich von Cäsar mit einem freundlichen Wedeln des Schweifes begrüßt wurde. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir das Antlitz dieses Mannes so bleich erschien; war es die Aufregung der Erwartung dieses Schelms, ob ihm seine List gelingen würde, die ihm das Blut aus den Wangen getrieben, oder war es nur eine Täuschung meinerseits? Genug, ich warf mich neben ihn nieder und rief, alle Rücksicht beiseite setzend: „O, Frank, mein Geliebter, stirb nicht!"

Da öffneten sich plötzlich seine großen Augen; seine kräftigen Arme umschlangen mich, und seine Lippen preßten sich auf die meinigen. Dann sagte dieser Bösewicht in ruhigstem Tone: „Ich wußte, daß es so kommen würde!"

Sollte ich mich, nachdem ich meine Gefühle für ihn verraten hatte, noch sträuben, ihm mein Jawort zu geben? Ich that es nicht, sondern verlobte mich mit ihm, und meine Eltern haben auf unsere mittels Depesche an sie ausgesprochene Bitte bereits telegraphisch ihre Einwilligung zu unserem Bunde gegeben. Dieser Mann hatte also doch recht; ich werde trotz alles Sträubens seine Frau! Erst heute Abend behauptete er wieder mit lachendem Munde, ich sei nur zu froh, ihn zum Gatten zu bekommen, und ich wurde nicht einmal böse darüber, denn ich weiß, daß er mich über alles liebt.



Louis Heuser's Buchdruckerei, Neuwied.

Druck von Ernst Heitmann in Leipzig